

II. Buch.

Das Mittelalter.



1. Kapitel.

Die Germanen und die Romanisirung des abendländischen Costüms in den neuen Reichen.

Während im Osten, im byzantinischen Reiche, das griechisch-römische Costüm sich auslebte, zu asiatischem Prunke, zu asiatischer Formlosigkeit entartete, endlich mit dem Falle Constantinopels unterging und in seinen letzten Spuren aus der Welt verschwand, während daß hatte es im Westen und in der Mitte Europas, in den Ländern der christlichen Cultur ein neues Leben geführt. Es war nicht abgestorben mit dem Falle Roms, mit der Ueberschwemmung Italiens durch die nordischen Barbaren, mit dem Untergange des weströmischen Reiches. Wie die griechisch-römische Cultur — in welch schwachen Resten, in welchen gesunkenen Formen auch immer es geschah — auf die nordischen Völkerschaften überging und die Grundlage ihrer nachfolgenden Civilisation wurde, so übernahmen diese auch das antike Costüm. Sie übernahmen es freilich nicht, um es in seinem antiken Charakter zu bewahren, sondern um alsbald aus seiner Grundform eine Fülle anderer Formen, anderer Trachtenbildungen hervorgehen zu lassen, welche, wenn man ihre Entstehung erkennt, den antiken Ursprung vollständig verleugnen. Sie sind Kinder eines anderen Geistes, Kinder einer

anderen Zeit, des Mittelalters und der Neuzeit geworden. Keine Spur scheint auf die antike Kleidung zurückzuweisen, und doch sind die Trachten des Mittelalters und die Moden von heute die Nachkommen des griechisch-römischen Costüms, allerdings nach so und so viel Geschlechtern, nach so und so viel ungezählten Veränderungen. Denn von dem Momente an, da jene europäischen Völkerschaften, welche fortan die Schöpfer und Träger der europäischen Cultur sein sollten, die antike Tracht annahmen, von dem Momente an ist die Geschichte der Trachten eine ununterbrochene Formenbildung, eine Schöpfung, bei welcher eine Form aus der anderen hervorst wächst. Alles ist Umänderung, Umwandlung, die an dem Alten, an dem Vorhandenen vor sich geht.

So ist denn auch die Uebernahme des antiken Costüms durch die westlichen und nordischen Völker kein plötzliches Ereigniß. Es ist ein Proceß, der sich erst in Jahrhunderten, ja fast in einem Jahrtausend vollzieht, schneller in Spanien und Gallien, den rasch und gründlich latinisirten Provinzen, langsamer auf germanischem Boden und überall bei den deutschen Völkerschaften, auch bei denen, die sich auf dem Boden des römischen Reiches niedergelassen hatten. Auch ist es nicht das griechische Costüm in seiner Reinheit, in seiner Verbindung von Faltenwurf und Körper Schönheit, in seinem plastischen Charakter, nicht das altrömische Costüm mit der reichen Fülle seiner Toga, welches über die Alpen hinüberging. Als die Verbindung mit dem Norden lebhafter wurde und, freundlich oder feindlich, keine Unterbrechung mehr hatte, da hatte das antike Costüm schon viel von seinem alten und ächten Charakter verloren. Im Laufe der Kaiserzeit hatte es selbst, wie oben schon dargestellt worden, Motive aus der Fremde aufgenommen und hatte sich damit der nordischen Weise genähert. So wurde der Uebergang erleichtert.

Als Cäsar nach Gallien kam das Land zur römischen Provinz zu machen, fand er bei den Bewohnern bereits einen Culturzustand vor, der weit über primitive Anfänge hinausging. Vor Zeiten hatten die Gallier die Körper selbst bunt bemalt, was bei den Britten zu jener Zeit noch in Wirklichkeit geschah. Bei den Galliern aber war schon bunte Kleidung an die Stelle bunter Tätowirung getreten. Sie trugen sie hellfarbig, scheinend, gewürfelt, ornamentirt wie schottische Plaids. Von diesem Stoff war der

kurze Mantel (*sagum*), den sie mit seinen Enden auf der rechten Schulter mit einer Agraffe, einer Fibel, befestigt hielten. Sie trugen dazu einen kurzen und anliegenden Rock mit engen Ärmeln bis zu den Händen, Schuhe und außerdem in dem größten Theile Galliens (*Gallia braccata*) lange Hosen (*braccæ*). Die Hosen ausgenommen, stand diese Tracht der späteren Kleidung des Römers nicht so ferne: der Rock entsprach der *Tunica*, nur war diese länger und weiter, das *Sagum* dem römischen Mantel, dem *Palium*, nur hatte auch dieses mehr Fülle und Weite.

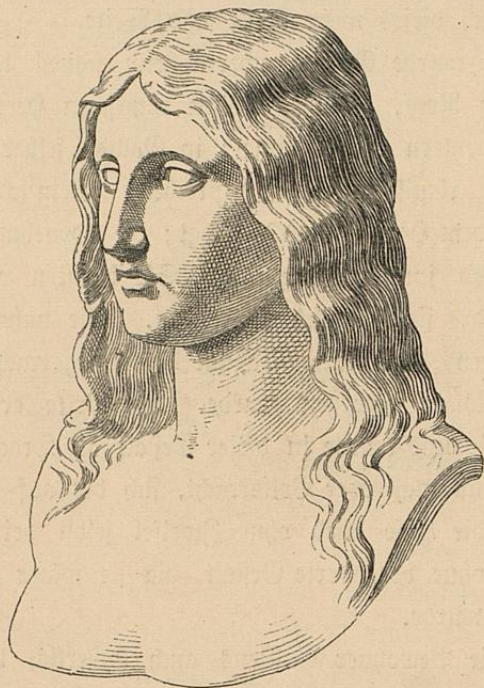
Wie bekannt, wurde Gallien überraschend schnell latinisirt. Junge Gallier studirten in Rom, dienten in den römischen Heeren und brachten es im Reiche zu Aemtern und Würden; in Gallien selber wurden gelehrte Schulen gegründet, römisches Recht gesprochen, lateinische und griechische Literatur wie auf dem Heimatboden gepflegt; die vornehmen Gallier waren römische Bürger und sprachen lateinisch. Sie konnten auch nicht anders als, römisch-fühlend, sich römisch zu kleiden. Sie nahmen *Tunica* und *Palium* an, während das kurze *Sagum* der Kriegstracht blieb und als solche selbst vom Römer getragen wurde. Im Volke erweiterte sich der enge Rock zur Blouse und konnte in dieser Gestalt als Tracht des Arbeiters, gewissermaßen als National- oder Volkstracht, sich bis auf den heutigen Tag behaupten. Auch die Hose blieb ohne Zweifel selbst bei der veränderten Tracht, doch nicht ohne veränderte Gestalt, bis sie später von den Römern selbst angenommen wurde.

So waren die Bewohner Galliens auch äußerlich längst romanisirt, als sich im vierten und fünften Jahrhundert die germanischen Völkerschaften über das Land stürzten und darnach dasselbe in dauernden Besitz nahmen. Alemannen, Franken, Gothen, Vandalen waren volle Germanen auch noch in ihrer äußeren Erscheinung. Mit ihnen mußte das Werk der Umgestaltung gewissermaßen von Neuem beginnen. Es ging nicht so leicht wie bei den Galliern, denn die Germanen waren die Sieger, nicht die Besiegten, aber dennoch ging es.

Als die Römer die erste Bekanntschaft der Germanen machten, hatten sie wohl ein Interesse daran den Schrecken zu vergrößern, den ihnen Land und Leute verursachten. Barbarisch genug werden daher beide geschildert: das Land mit Sümpfen und unermesslichen Wäldern bedeckt, von kaltem

Nebel umhüllt, regengepeitscht, von Stürmen durchsauet, die Menschen rauh und wild, gewaltig an Gestalt und Kraft, seltsam oder nothdürftig gekleidet, mit langem, fliegendem Haar und funkelnden Augen, in den Wäldern lebend oder gar in Wohnungen, die in die Erde gegraben sind.

Gewiß bot das Land mit seinen wenigen festen oder größeren Ansiedlungen einen schlimmeren Anblick und vielleicht auch ein rauheres Klima

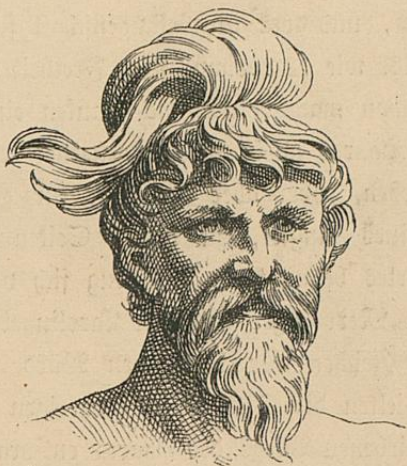


97. Kopf einer Germanin. (Antike Marmorbüste in Petersburg.)

als heute, aber ebenso sicher übertreibt die Furcht der Römer den Schrecken ihrer Besieger. Gewiß gab es auch Wärme und Sonnenschein auf den heute so gesegneten Fluren, die schon die Römer mit Reben bepflanzen. Ebenso giebt es Anzeichen genug, welche uns die Wildheit der Germanen auch äußerlich in milderem Lichte erscheinen lassen. Die Eitelkeit wenigstens hatte ihren civilisatorischen Beruf auch schon bei diesen Bewohnern der Wälder begonnen.

Was die Römer insbesondere von der Schönheit der Germaninnen zu rühmen wissen, ist ihr blondes Haar, das von den römischen Damen in

Mode gebracht, imitirt, gekauft oder den Sklavinnen abge schnitten wurde, um das eigene Haupt damit zu schmücken. Das Rothbeizen der Haare, wie es die Römerinnen übten, verstanden aber auch schon die Frauen der Germanen. Ihr blondes Haar war allerdings eine Gabe der Natur. Ob es nun rothblond oder goldblond oder flachsblond gewesen, worüber die Gelehrten viel gestritten haben, das sei umsomehr dahingestellt, als ohne Zweifel alle diese verschiedenen Nüancen neben einander bestanden. Die Natur hatte eben nicht alle gleich bedacht, und so geschah es, daß man die Kunst



98. Suebentopf. (Nach einem antiken Relief in Mainz.)

zu Hilfe nahm, denn das schöne blonde Haar war eben der Stolz der Frauen. Das Mittel der Färbung kannten und übten auch die Gallier. Es bestand, wie es heißt, in einer reizenden Salbe oder schäumenden Seife, daher auch „batavischer Schaum“ genannt, welcher aus Ziegenfett und Buchenasche bereitet wurde. Auch einer Lauge von Kalk wird gedacht, sowie geronnener Milch oder vielmehr Butterfäure, welche sich die Germaninnen in das Haar gossen, um es gelb zu färben. Dazu fehlte es nicht, wie die Gräberfunde gezeigt haben, an den mannigfachsten Instrumenten der Toilette und des Haares insbesondere, an Zängeln, Nadeln, Scheeren, Ohrstöckeln, was alles wenigstens den Beweis liefert, daß Eitelkeit und Schönheitskünste höher standen, als es die Schilderung der Urwälder und des Lebens darin erwarten läßt.

Die Männer gaben den Frauen nichts nach in der Pflege des Haares. Juvenal spottet ihrer Haarhörner, die sie sich künstlich mit Hilfe von Salben über der Stirne aufbauten. Die Sueben (Abb. 98) kämmtten ihr Haar von allen Seiten hinauf nach dem Scheitel zu, banden es oben in einen Knoten und ließen es wie einen Zopf den Nacken herunter fallen, und sie ließen von dieser Sitte, womit sie den Feinden Schrecken einzulößen glaubten, nicht ab, selbst wenn vor Alter das Haar grau und dünn wurde. Die Germanen hatten auch alle Ursache das lange Haar in Ehren zu halten, denn es galt ihnen als das Zeichen eines freien Mannes. Der Sklave trug es kurz geschoren, und wer in Gefangenschaft fiel, oder wer in der Leidenschaft des Spiels, wie es vorkam, seine Freiheit verspielte, dem wurde es abgeknitten. Davon machten nur die Franken eine Ausnahme, welche die Ehre des langen Haares allein ihren „gelockten Königen“, wie sie genannt wurden, überließen, selber aber das Haar kurz geschnitten trugen und sich mit der Ehre eines langen, zu beiden Seiten des Mundes herabhängenden Schnurrbartes begnügten. So trug sich noch Karl der Große, denn als die gelockten Merovinger von den Karolingern entthront wurden, da nahmen diese das Zeichen der königlichen Würde, die langen Locken, nicht an, sondern behielten die Sitte ihrer bisherigen Genossen bei.

Solcher weitgetriebenen Pflege des Haares entsprach nun die Kleidung keineswegs. Nach den älteren schriftlichen Nachrichten erscheint sie dürrig und farblos zugleich im Gegensatz gegen die bunte Tracht der Gallier. Den meisten, so berichtet Tacitus, genügte ein einfacher Mantel, der von links her auf die rechte Schulter gelegt und hier mit einer Agraffe zusammengefaßt wurde. Somit entsprach er in seiner Anlage dem Sagum und dem römischen Pallium. Im Winter fügte der Germane Pelze hinzu, welche er in bunten Mustern zusammenzusetzen verstand.

Allein so allgemein dieser Mantel war, so war er trotz der Nachricht nicht das einzige oder das am meisten charakteristische Kleidungsstück. Dieses war vielmehr ein Rock mit langen oder kurzen Ärmeln. Die Franken trugen zur Zeit, da sie in der Geschichte auftraten, die Ärmel so kurz, daß dieselben nur wie Anfänge erschienen. Dieser Rock, ursprünglich von Leinwand, reichte auf die Oberschenkel herab und war geschlossen, so daß er gleich einem Hemde über den Kopf angezogen werden mußte, hierin auch

der Tunica gleich. Aber er war enger als diese und schloß sich dem Körper an. Zuerst die Tracht des vornehmen Mannes, wurde dieser Rock so allgemein, daß er in Deutschland das Hauptstück der männlichen Kleidung bildete. Nach den Gräberfunden und den späteren Bildern gehörte auch ein Gürtel mit mehr oder minder reichverzierter Schnalle dazu.

Die Germanen trugen Schuhe aus einem Stück Leder oder Fell, das Rauhe nach außen gekehrt, die Seiten in Riemen zerschnitten oder mit Riemen durchzogen und diese auf dem Fuße gebunden. Das war also die Form des Bundschuhs, die älteste Form, welche anderthalbtausend Jahre später in den Bauernkriegen zu historischer Bedeutung kam. Zum Schuh gesellten sich Binden, mit welchen der Unterschenkel umwickelt war, und diese wieder waren mit Riemen kreuzweise umzogen. So zeigen es die Bilder noch Jahrhunderte später in karolingischer Zeit, obwohl damals in Verbindung mit Hosen. Diese aber wurden in ältester Zeit von den Germanen nicht getragen, ja es heißt viel später, wenigstens von den Langobarden, sie hätten sie erst von den Römern angenommen. Damit stehen aber die Darstellungen jener Völkerschaften, welche der Kaiser Marcus Aurelius bekriegte, auf der sogenannten Antoninsäule in Widerspruch (Abb. 99). Diese tragen Rock und Mantel ungefähr in der Art, wie sie beschrieben worden, dazu aber weite, faltige Beinkleider, welche über den Schuhen gebunden sind. Die Art der Falten läßt auf Leinwand schließen. Der Widerspruch ist so zu lösen, daß diese Völkerschaften, Quaden, Markomannen u. s. w. dem Osten Germaniens angehörten, also die Gränznachbarn der hosentragenden Dacier und Sarmaten waren, von denen sie die Sitte angenommen haben mochten. Jene Völkerschaften im Westen aber, deren Namen uns bekannter sind, Sueven, Alemannen, Chatten, Franken, trugen die Hose nicht und nahmen sie erst später im Verkehr mit Galliern und Römern an.

Die Angaben und Schilderungen in dieser Beziehung sind ziemlich übereinstimmend. Im Jahre 470 erschien zu Lyon ein Trupp Franken, deren Führer eine burgundische Prinzessin heirathen wollte. Dieser Führer trug schon einen seidenen Rock, aber er und seine Leute hatten die Beine nackt über den geschnürten Schuhen, und diese hatten das Rauhe behalten. So auch hatten die Gothen Schuhe von Pferdeleder, mit Riemen gebunden, welche sich an den Schenkeln hinaufzogen. Als die Langobarden nach Italien

kamen, trugen sie weiße Strümpfe, die bis zu den Knien reichten. Die Gepiden, ihre Feinde, verglichen sie daher spöttisch mit weißfüßigen Stuten. Nicht lange darnach aber wird ihre Kleidung von Paulus Diaconus, ihrem Geschichtschreiber, also geschildert: „Ihre Kleidung war weit und meist leinen, wie sie die Angelsachsen trugen, zum Schmuck mit breiten Streifen von anderer Farbe besetzt. Ihre Schuhe waren oben fast bis zur großen Zehe



99. Ostgermanen, als Gefangene von römischen Soldaten escortirt. 2. Jahrh. Von der Antoniusfäule.

offen und mit herübergezogenen ledernen Riemen zusammengehalten. Nachher aber fingen sie an Hosen zu tragen, über die sie beim Reiten wollene Gamaschen zogen. Diese Tracht haben sie indeß erst von den Römern angenommen.“ Der erste, welcher dieses that, war König Adelswald, der von 616 bis 626 regierte.

So einfach wie die Tracht der Männer war auch die der germanischen Frauen (Abb. 100—101). An Haar und Haut, denn auch an deren Schönheit dachten sie, scheinen die Germaninnen ziemlich alle Künste der Toilette erschöpft zu haben. Der Stoff war Leinwand. Der Flachsbau, das Spinnen und Weben, Künste, die sich rückwärts in die Mythologie

hinein verlieren, waren den Germanen ebensowohl bekannt wie den Galliern und anderen Völkerschaften. Die Farbe war weiß, doch liebten die deutschen Frauen schon damals den Besatz mit Purpurstreifen. Die weiße Farbe, allerdings die der gebleichten Leinwand, war nicht ohne tieferen Sinn, denn in der Götterlehre werden die weißen und lichten Gottheiten als die guten und segenspendenden den schwarzen, dunklen und bösen entgegengesetzt. Daher



100. Germanische Frau.
2. Jahrhundert. Von der Antoninsäule.

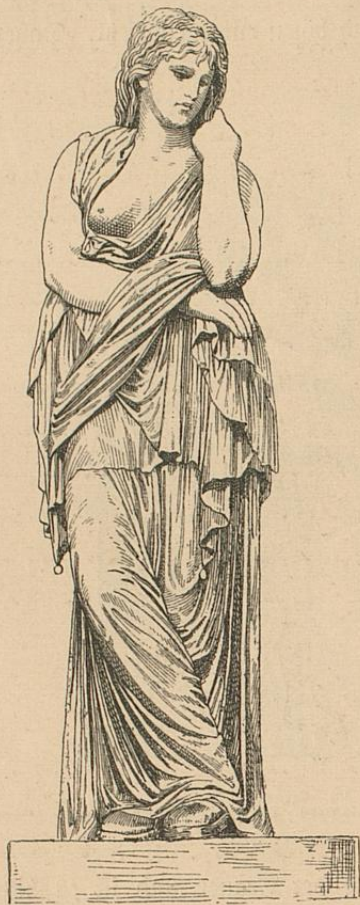


101. Germanische Frauen.
2. Jahrhundert. Von der Antoninsäule.

war schwarz schon bei den Teutonen die Farbe der Trauer und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben.

Die Kleidung der Frauen bestand aus zwei Gewändern, wie es auch bei den Römern und den Griechen war, einem angezogenen Kleide und einem darüber gelegten Mantel. Jenes, das Kleid, der römischen Tunica ähnlich, fiel lang auf die Füße herab, die wohl mit Schuhen bekleidet waren. Es war ärmellos und ließ nicht nur die Arme, sondern auch die Schultern nackt, und auch der nächste Theil der Brust blieb sichtbar. Der Mantel, ungleich dem der Männer, wurde nicht auf der rechten Schulter befestigt,

sondern vom Rücken her gleicherweise über beide Schultern gelegt und unter dem Kinn mit der Agraffe befestigt. Damit stimmt auch ziemlich überein, was wir von Abbildungen germanischer Frauen besitzen, insbesondere jene schöne Statue zu Florenz (Abb. 102), welche man als ein Bild der Thusnelda betrachtet. Sie ist ganz wie nach Tacitus' Schilderung. Ebenso lassen sich die zahlreichen Darstellungen auf der Antoninsäule wohl damit vereinigen.



102. Thusnelda. Antike Statue in Florenz.

Die Kleidung der germanischen Frau war in dieser einfachen, faltenreichen Gewandung formell derjenigen der römischen Matrone alter Zeit nicht unähnlich, diejenige des Mannes aber unterschied sich von der des Römers vor allem durch Enge und Kürze, insbesondere des Rockes. Wenn der Rock sich verlängert und erweitert, so wird er zur Hermestunica, und das ist die Umwandlung, die in der Folgezeit mit ihm im römischen Sinne vorgeht. Aber es ist nicht die einzige Aenderung, die nöthig war, um den Charakter der Wälder abzulegen und gewissermaßen das Kleid der Cultur anzuziehen, noch geschieht sie plötzlich und auf einmal. Es ist Jahrhunderte lang ein Schwanken und Aendern, bis die Tracht aller der Völkerschaften, aller der Reiche, welche aus der Völkerwanderung hervorgegangen sind, der spätrömischen gleich geworden ist.

Ihren eigenen, ursprünglich abseits der antiken Tracht gelegenen Weg nimmt die Geschichte der Beinbekleidung, und doch ist es nicht jene Form bei den Ostgermanen, welche allgemein wird, sondern diejenige, welche die Römer oder Italiener nach ihrer Annahme der Hose ausgebildet hatten. Die altgermanischen Binden und Riemen, mit denen die Unterschenkel umwickelt waren, lassen sich an den Bildern bis in das zehnte Jahrhundert

verfolgen und erscheinen noch bei den letzten Karolingern zuweilen in Gestalt von reichem Schnürenwerk, das an die kunstvollen Verschlingungen der gleichzeitigen Miniaturornamente erinnert. Auch Karl der Große hatte diese verschlungenen Riemen, aber nicht mehr allein, sondern in Verbindung mit einer Beinbekleidung, ganz in jener Art, wie die Langobarden (Abb. 103)



103. König Ratchis. Langobarden im 7. Jahrhundert. Nach einer Miniature in St. Trinita de la Cava.

sie von den Römern erhalten hatten. Er und die Seinen bedeckten die Beine mit leinener Hosen, und darüber erst legten sie um die Unterschenkel die Binden oder Riemen. Diese Art der Beinbekleidung, die italische oder spätrömische, wie man sie bezeichnen kann, war in der vornehmen Welt die allgemeingültige vom achten bis in das zehnte Jahrhundert hinein. Dann verschwinden die Binden, und es erscheinen an ihrer Stelle Halbstiefel, übrigens nur neben Schuhen, die ihnen bald wieder den Vorrang der Mode

ablaufen. Mit dem Verschwinden der Binden bleibt natürlich die Hose, oder vielmehr die Hosen, denn so viel sich ersieht läßt, da der lange Oberrock den Entwicklungsproceß verhüllt, wächst das pantalonartige Bein Kleid aus dem Zusammentreten der zwei „Beinlinge“ empor, welche, ursprünglich strumpffartig, Füße, Schenkel und dann auch die Hüften zu bedecken haben. Doch geschieht diese Vereinigung zur pantalonartigen Form keineswegs so rasch oder graden Wegs, denn noch viel später, in der Blüthezeit des Mittelalters, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert erscheinen die Beinlinge, „die beiden Hosen“, bei vornehmen und eleganten Herren. Daneben hielt sich die gallische Hose im Volksgebrauch.

† Klarer und zugleich auffallender für das Auge ist die Veränderung, die mit Stoff und Farbe vor sich geht. An den alten Germanen wird die einfache, farblose Erscheinung gerühmt, aber von der Völkerwanderung an schlägt das in sein Gegentheil um. Auf den Trümmern des Römerreichs kamen die Germanen in den Besitz unermesslicher Beute an kostbaren Geweben wie an edlen Metallen. Sie lernten schnell das Vergnügen daran und trieben nun bei ihrer Unbildung oder Halbbildung Prunk und Luxus in rohester Weise. Sie vergoldeten Schuhe und Riemen, besetzten sie mit Goldplatten und Steinen, machten sie buntfarbig, ja es kommt schon im zehnten Jahrhundert vor, daß sie beiden Beinen verschiedene Farbe gaben.

Die kostbarsten Gewebe standen den Germanen von der Völkerwanderung an für ihre Gewänder zu Gebote, Seide und Brocatstoffe, die gestickten oder buntgemusterten Stoffe von Byzanz und dem Orient. Man liest nur von Purpur, von Grün, Roth und Gelb. Schon jener oben erwähnte Frankenfürst Sigismund, der um die burgundische Prinzessin zu freien nach Lyon kam, war in weiße Seide gekleidet. Deutsche Fürsten und Fürstinnen füllten ihre Schatzkammern mit den kostbaren Stoffen. Da sie Christen geworden, schmückten und umhingen sie auch den Altar mit solchen glänzenden Geweben und hingen sie zwischen den vier Säulen auf, welche den Altar umstanden. Aber wenn sie selber des Stoffes bedurften, scheuten sie sich nicht, ihn wieder vom Altar zu nehmen und zur eigenen Bekleidung zu verwenden. So wurde eine fränkische Aebtissin zu Poitiers beschuldigt, daß sie aus einem schwerseidenen Altarbehangе ihrer Nichte habe

ein Kleid machen lassen und dieses mit den Goldblättchen verziert habe, welche am Saume jener Decke hingen.

Neben der Seide trieb man Luxus mit ganz besonders feiner Leinwand, die aus Byzanz kam und, wie es heißt, doppelt in Purpur getaucht war. Es war zwar verboten den Purpur aus Byzanz auszuführen, weil der Kaiser ihn für sich als Vorrecht behalten wollte, allein man wußte das Vorrecht zu umgehen und auf dem Wege des Schmuggels viele Purpurgewebe nach dem Westen zu bringen. Der Kaiser selbst machte auch wohl Geschenke damit an deutsche Fürsten, zumal an diejenigen, welchen er zur Ehre oder aus Freundschaft oder Anerkennung für geleistete Dienste den Titel eines römischen Patricius oder Consuls verlieh. Die Verleihung dieses Titels war immer mit einem Geschenk kostbarer, reicher Gewänder begleitet, die den weiten und langen Schnitt der griechischen Kleidung hatten. Die deutschen Fürsten legten sie gerne an, wenn sie sich öffentlich bei feierlichen Gelegenheiten zeigten, aber es scheint doch nicht, als ob die Form derselben irgend einen Einfluß auf diejenige der deutschen Kleidung geübt hätte.

Aber eine andere That änderte sehr den Charakter der deutschen Trachten, die Goldverzierung. Die Wanderungen, Eroberungen und Plünderungen auf dem Gebiete des Römerreichs, der antiken Cultur, hatten mit den erbeuteten Schätzen auch die Gier nach Golde und die Lust an seinem blanken Scheine entstehen lassen. Die aufgehäuften Schätze der Römer wanderten in die Hände germanischer Fürsten und Krieger, sammelten sich hier zu riesigen Hausschätzen, die bei den leidenschaftlichen Naturen dieser Männer und Frauen, wie sie zum Beispiel in der Geschichte der Merovinger unter den Franken hervortreten, Neid, Haß und Mord, Krieg und Verderben hervorriefen. An das rothe Gold knüpft sich dieser Begriff des Unheils, das seinen Besitzer erreicht früher oder später. Hierin, in diesen Zeiten und Menschen, in diesen erbeuteten Schätzen und dem Grausen und Verderben, das sie mit sich führen, wurzelt die Sage des Nibelungenhortes, der jedem, in dessen Hände er gelangt, den Untergang bereitet.

Die Arbeit, die kunstvolle Arbeit, soviel davon auch als Beute in seine Hand gefallen, wußte der Germane zu dieser Zeit freilich nicht zu schätzen. Er aß und trank aus goldenen und silbernen Geräthen, belastete die Tische damit, die vielleicht selber von Silber waren, aber er schätzte nur den

materiellen Werth und hatte seine Lust an dem Glanze des blanken Metalls. In solchem Sinne verzierte er sich selbst damit, den Körper und die Kleidung. In diesem Zeitalter machten die Vornehmen übermäßigen Gebrauch von Gold zu jeglichem Schmuck. Im alten Germanien, vor der Völkerwanderung, hatten Männer wie Frauen Schmuck von Erz gehabt, von dem die Gräberfunde zahllose Beispiele an das Licht gebracht haben, in Gestalt von Nadeln, Fibeln oder Brochen und Ringen jeder Art vom Finger- ringe bis zum Halsband und Diadem. In dieser Zeit aber ist in den Chroniken wie in den Dichtungen bei Franken, Gothen, Langobarden nur von Gold die Rede. Im alten Germanien hatten Männer und Frauen zahlreiche Armringe von Bronze getragen, die in ganzen Reihen von der Hand bis zur Schulter hinauf sich erstreckten. Von ihnen, Baugen genannt (von Biegen), ist noch häufig die Rede. Feindliche oder freundliche Krieger tauschen sie von ihren Armen mit einander aus wie die homerischen Helden ihre Rüstungen, fürstliche Schatzkammern halten sie im Borrath, weil die Helden und Getreuen bei allen Gelegenheiten damit beschenkt werden, so sehr, daß die „rothen Ringe“ oft für den Schatz selber gelten. Geschichtlich kommen sie wenigstens noch am Ende des neunten Jahrhunderts vor und im Epos noch länger. So im Nibelungenliede. Aber immer sind es goldene Baugen und nicht mehr eherne.

Mit Gold ist denn auch die ganze Kleidung der Männer wie der Frauen verziert. In die Stoffe selbst sind goldene Fäden oder goldene Muster eingewebt oder eingestickt, handbreite Goldsäume umziehen alle Ränder des Mantels und des Kleides am Fuß und unter dem Halse, um Schulter und Handgelenk und ziehen sich als breite Streifen von der Brust bis zum Fußsaum herab; goldene Schnüre schlingen sich durch die Haare; Gürtel, Riemen, Schuhe sind vergoldet und die Handschuhe, wo sie vorkommen, mit Gold gestickt. Aber nicht genug an diesem Schmucke: es sind auch die goldenen Säume mit Perlen und farbigen Steinen in ganzen Reihen besetzt, edlen und unedlen, wenn sie nur bunten Schein gaben und Glanz und Reichthum vermehrten. Gewiß befand sich mancher antike geschnittene Stein darunter von feinsten und edelster Kunst, die aber vom Träger und der Trägerin bei solcher Anwendung schwerlich auch nur im mindesten geschätzt wurde.

Dieser Luxus der Kleidung und des Schmuckes stieß allerdings auch auf Widerstand, auf eine Art Reaction zu Gunsten der alten Sitte und Tracht. Die fränkische Tracht mit ihrer Enge und Kürze wird dabei ausdrücklich erwähnt. Karl der Große war es, der seine Franken dabei erhalten und zugleich der Kostbarkeit steuern wollte. So gab er das erste Luxusgesetz, das sich gegen die theueren Pelze richtete, die fortan nur noch bestimmte Summen kosten durften. Wie alle Luxus- und Kleiderordnungen wird auch das nicht den geringsten Erfolg gehabt haben. An seinem eigenen Hofe ging es keineswegs ohne den geschilderten Glanz ab. Seine sechs schönen Töchter, die er, wie Eginhard sagt, zum Spinnen anhielt, kleideten sich doch von Kopf zu Fuß in goldgestickte Gewänder, ritten in solchen Kleidern auf die Jagd und hatten Gefolge und Diener kaum minder glänzend. Karl selbst suchte für seine Person einfach zu bleiben, aber schon seine Einfachheit, wie sie geschildert wird, war keineswegs



104. Karl der Große. 8. bis 9. Jahrhundert. (Mosaikbild zu Rom.)

mehr die der alten Zeit. Wie bereits bemerkt, trug er zu den Binden und Riemen um die Beine noch die Hose, unter dem fränkischen Rock noch ein Hemd, dessen früher nicht gedacht wird, und über dem Rock einen mäßig langen Mantel, auf der Schulter geheftet. Im Winter kam noch Pelzwerk hinzu. So einfach mit Rock, Mantel und Binden um die Unterschenkel stellt ihn auch ein

gleichzeitiges Bild dar, ein Mosaikbild zu Rom (Abb. 104), das wenigstens bis in das vorige Jahrhundert noch erhalten war. Auf diesem Bilde trägt er auch eine niedrige Kopfbedeckung, etwa in der Form der alten Mitra, kurz geschnittenes Haar und einen starken Schnurrbart, ohne weiteren Bart an Kinn und Wangen, also völlig nach alter fränkischer Sitte. Er trug auch sonst keine Krone, sondern wenn die feierliche Gelegenheit es erforderte, offenen diademartigen Schmuck. Es ist demnach unhistorisch ihn mit langem, weitem Talar, mit Vollbart und langem Haar, mit einem seidenen, Nacken und Schultern bedeckenden Kopftuch unter der Krone, wie es byzantinische Sitte war, darzustellen. Die fremdländische, d. i. wohl griechische Kaisertracht hat er, wie berichtet wird, nur zweimal widerwillig angelegt, und zwar geschah es beide Male zu Rom auf Bitten der Päpste. Als er bestattet wurde in der Gruft zu Aachen, da legte man ihm allerdings kaiserliche Gewänder an und umhüllte das Gesicht, um das Todtenantlitz zu verdecken, mit dem Schweißtuch unter dem Diadem.

Die Tracht der Franken zu seiner Zeit schildert der Mönch von St. Gallen in folgender Weise: „Sie bestand in Schuhen, die außen mit Gold verziert und mit drei Ellen langen Riemen versehen waren, mit scharlachnen Binden um die Beine und darunter leinenen Hosen, obwohl von derselben Farbe, doch in kunstreicher Weise bunt gemacht. Ueber diese und die Binden verbreiteten sich kreuzweise, innen und außen, vorn und hinten, jene langen Schuhriemen. Dann ein Rock von glänzender Leinwand und darüber das Wehrgehent mit dem Schwerte. Das letzte Stück des Anzugs war ein grauer oder blauer Mantel, viereckig, doppelt und so geformt, daß, wenn er auf die Schultern gelegt wurde, er vorne und hinten die Füße berührte, an den Seiten aber kaum die Kniee bedeckte. Dann trugen sie in der Rechten einen Stab von einem graden Baumstamm mit gleichmäßigen Knoten, schön, stark und schrecklich, mit einem Handgriff von Gold und Silber, mit schöner, erhabener Arbeit versehen.“

Man sieht aus dieser Schilderung, die übrigens den Bildern nicht in allen Einzelheiten entspricht (Abb. 105), daß die Franken jener Zeit dem Glanze keineswegs abgeneigt waren. Auch sonst zeigen sie sich für neue Moden empfänglich. Jene Mäntel waren niederländisches Fabrikat und friesischen Ursprungs, daher sie auch friesische genannt wurden; sie

waren solid, von jenem dicken, haarigen Wollstoff, welchem der Name Fries ja bis auf den heutigen Tag geblieben ist, in ihrer Art so vortrefflich, daß Karl der Große dem Chalifen Harun al Raschid selbst ein Gegengeschenk damit machte. Ihr Ansehen war aber vermuthlich wenig elegant, und die Franken begannen daher die Gallier nachzuahmen, welche in kurzen, pur-



105. Karl der Kahle und die fränkisch-deutsche Tracht im 9. Jahrhundert. (Miniature in Paris.)

purnen Kriegsmänteln (d. h. in ihrem bunten Sagum) glänzten. Karl der Große ließ das einstweilen geschehen, widersetzte sich dann aber dieser neuen Mode, zumal als er merkte, daß die Niederländer die kurzen Mäntel um denselben Preis verkauften wie die langen. „Wozu sind diese Lappen gut?“ sagte er. „Im Bett kann ich mich nicht mit ihnen zudecken, zu Pferde kann ich mich nicht gegen Regen und Wind schützen, und wenn mir ein Bedürfniß der Natur kommt, verfrieren mir die Beine.“

Aber die Hof- und Kriegsgenossen des großen Karl trugen noch ganz

anderes Geflüste nach eleganter und auffallender Kleidung. Als sie einst mit ihrem Gebieter im nördlichen Italien weilten, brachten venetianische Kaufleute allerlei fremdartigen Kleiderschmuck aus dem Orient, die Häute weichflaumiger phönizischer Vögel, mit Seide eingefärbt, mit der Hals- und Rückenhaut und den Schwanzfedern der Pfauen verziert, mit tyrischem Purpur und orangefarbenen Streifen besetzt, dazu edle Marder- und Hermelinfelle. Um theures Geld setzten sie sich in den Besitz dieser Herrlichkeiten. Als der schlaue Kaiser, der nur einen Schafpelz trug, sie eines Sonntags also gekleidet sah, machte er ihnen den Vorschlag, so wie sie Alle wären, sogleich auf die Jagd zu gehen. So geschah es, und unter strömendem Regen ging es durch Wälder, Gestrüpp und Dornen, und durchnäßt und zerseht und beschmutzt vom Blut des erlegten Wildes kehrte man heim. Auch da ließ ihnen der Kaiser keine Ruhe. Niemand ziehe seinen Pelz aus, sagte er, bis wir schlafen gehen. Am andern Morgen machten nun freilich alle die Kostbarkeiten eine sehr klägliche Erscheinung, als die Herren, nach Befehl wiederum mit denselben angethan, vor dem Kaiser erschienen. Er aber zeigte ihnen seinen völlig unversehrten Schafpelz und pries dessen Tugend im Gegensatz zu dem ihrigen, so theuer bezahlten Pelzwerk. Sie aber, heißt es, schlugen die Augen nieder und mochten seinen Blick nicht ertragen.

Der fromme Ludwig, des großen Karls Sohn, folgte im Ganzen der Weise seines Vaters und kleidete sich einfach nach der Art seines Volkes. Doch die Festtage und sonst feierliche Gelegenheiten bildeten regelmäßig eine Ausnahme. Dann „trug er außer dem Hemd und der goldgestickten Hose noch eine goldgeschmückte Tunica, einen goldenen Gürtel und an der Seite ein mit Gold reich verziertes Schwert und hatte um die Schultern den golddurchwirkten Mantel hängen; auf dem Haupte trug er die goldene Krone und in der Hand hielt er einen goldenen Stab, alles mit Edelsteinen besetzt.“ Man sieht, was die goldene Verzierung betrifft, so fehlte nicht die Leidenschaft der Zeit, in der Form der Kleidung scheint Ludwig aber nicht von fränkischer Sitte abgewichen zu sein.

Das war aber mit seinem jüngsten Sohne Karl dem Kahlen († 877) bereits der Fall. Als er von seinem Kaiserzuge aus Italien zurückkehrte, brachte er neue und ungewöhnliche Kleidung mit. Mit einem langen, bis

auf die Füße herabreichenden dalmatischen Salar bekleidet und mit einem Gürtel darüber, den Kopf in ein seidenes Tuch gehüllt und darüber das Diadem gesetzt, so ging er nunmehr jeden Sonntag zur Kirche. Das aber war keine andere als die byzantinische Tracht, die zu dieser Zeit weit und lang geworden war; von schwerem Stoff, reich mit Gold, Perlen und Steinen verziert, lag sie meist faltenlos wie ein Sack um den Körper, oder es zog der schwere Schmuck grade, spitze Falten, wie man das an den byzantinischen Miniaturen und Wandmosaiken dieser Zeit zahlreich sehen kann.

Die gewöhnliche Tracht der Franken bot aber zu dieser Zeit, von welcher uns Abbildungen nicht mehr fehlen, noch einen ganz anderen Charakter. Wir haben von Karl dem Kahlen selbst ein Miniaturbild, das ihn im königlichen Ornate mit seiner Gemahlin und seinen Würdenträgern zeigt (Abb. 105). Nach alter fränkischer Art trägt er das Haar kurz und nur einen Schnurrbart, Kinn und Wangen glatt. Seine mit goldenen Säumen und Edelsteinen besetzte Tunica reicht bis über die Kniee herab; der lange rothe Mantel ist mit goldener Agraffe auf der rechten Schulter geheftet; die eng anliegende rothe Weinbekleidung ist mit feinen goldenen Schnüren kreuzweise umwunden und an den Füßen sitzen Schuhe von Goldstoff oder vergoldetem Leder. Diese Tracht steht allerdings der byzantinischen ziemlich fern, aber sie hat sich ohne Zweifel der spätrömischen vollkommen genähert. Weniger ist das mit den Begleitern des Kaisers, vornehmen Franken, der Fall. Ihre Tunica und ihr Mantel sind beide kürzer; aber jene hat nicht mehr die Enge des alten fränkischen Rodes, sondern macht über den Hüften, wo sie über einen nicht sichtbaren Gürtel herüberfällt, einen ziemlich weiten Bausch. In dieser Form, etwa bis gegen das Knie herabreichend, erscheint nunmehr der deutsche Rod ganz allgemein in der Zeit der letzten Karolinger und der sächsischen Kaiser (Abb. 106, 107). Miniaturen der Ottonenzeit zeigen alle deutschen Männer hohen und niederen Standes mit der kurzen oberhalb des Knies endigenden Tunica bekleidet, während der Mantel, auf der rechten Schulter zusammengeheftet, hinten bis auf die Unterschenkel herabfällt, vorne aber kürzer erscheint. „Der Kaiser der Griechen,“ sagt Bischof Riutprand in seinem Gesandtschaftsbericht aus Constantinopel zur Zeit Otto's des Großen, „trägt langes Haar, Schleppkleider, weite Ärmel und eine Weiberhaube (d. i. jene seidene

Hülle um den Kopf, deren schon gedacht ist) — dagegen," sagt er, „trägt der König der Franken schön gekürztes Haar, eine Kleidung, die von der Weibertracht ganz verschieden ist und einen Hut." Wir sehen, das kurze Haar, das Liutprand dem fränkischen d. i. dem deutschen Könige zuschreibt, und das alle Deutschen dieser Zeit auf den Bildern tragen, gilt nunmehr im



106. Deutsche Könige des Karolingerhauses. 9. Jahrhundert.
(Von einem grabirten Metallbuchdeckel aus dem Kloster Prüm, jetzt in Trienz.)

Gegensatz gegen die alte Zeit und die alte Lockenfülle für schön. Auch das war römische Sitte, welche die Deutschen angenommen hatten und zu der sie sich um so leichter allgemein bequemt haben mochten, als sie ja auch Sitte des ersten Stammes, der Franken, gewesen war.

Von nun aber ändert sich die Sache. Sie ändert sich mit der Kopftracht und auch mit der Kleidung. Es bereitet sich eine neue Periode der Costümgeschichte vor, deren Charakter bereits sich in verschiedenen Anzeichen erkennen läßt. So beginnt das Haar seine römisch-fränkische Kürze aufzu-

geben. Man sieht auf Bildern des elften Jahrhunderts vornehme Männer, die es in kurzen Locken um die Ohren tragen, während die Fürsten, so z. B. Kaiser Heinrich II. (Abb. 107), zu dem Schnurrbart einen kurzen



107. Kaiser Heinrich II., 1014. (Miniature in Wännen.)

Bart auf Wangen und Kinn zeigen. Die bedeutungsvollste Veränderung aber zeigt sich an der Tunica, an dem bisher kurzen und engen Rock. Im zehnten Jahrhundert hat er sich um die Hüften herum, der Tunica ähnlich, erweitert, im elften Jahrhundert aber verlängert er sich auch. Bisher scheint das, wenn nicht ein Vorrecht, doch mehr Sitte der Fürsten gewesen zu sein; nun aber geht die Sitte allgemein auf alle vornehmen

oder angesehenen Männer über. Der Rock wächst ihnen bis auf die Füße herab. In seiner Kürze, überhaupt in seiner alten Gestalt bleibt er wie erstarrt bei dem niederen Volk, bei welchem er sich hemdartig als Blouse bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Die Blouse des französischen Arbeiters ist der directe Nachkomme des altgermanischen oder fränkischen, ursprünglich leinenen Rockes, der wie sie über den Kopf gezogen wurde.

Diese Art des Anzugs, so unbequem sie bei der Länge sich zeigte, war auch die des nun verlängerten Herrenrockes im elften Jahrhundert und blieb es noch lange Zeit.

Mit dem elften Jahrhundert läßt auch die weibliche Tracht einige Andeutungen erkennen, die auf eine neue Zeit hinweisen. Bis dahin blieb sie in ihrer Form mehrere Jahrhunderte ziemlich constant und von der Fremde, so von Byzanz, mehr in Schmuck und Stoff beeinflusst als in Schnitt und Charakter. Von der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts angefangen, sind die Abbildungen in den Miniaturwerken (Abb. 108 bis 110) nicht grade selten, und die Veränderungen lassen sich verfolgen. Man sieht Kaiserinnen und Königinnen und die Damen ihres Gefolges, Heilige in der Tracht vornehmer Damen wie ehrwürdiger Frauen; man sieht hier und da auch Weiber aus dem Volke. Die Bilder entsprechen



108. Irmentrude, Gemahlin Kaiser Karls des Kahlen. (Miniature in Paris.)

vollkommen den Schilderungen der Dichter und der Chronisten aus den Zeiten der Karolinger und ihrer Nachfolger. Die Erscheinung der Frau ist farbig und glänzend mit dem überaus reichen Schmuck von Gold und Steinen, aber sie hat im Charakter etwas Halbbarbarisches, Unelegantes, Unfertiges, wie es dieser gährenden Zeit entspricht, die sich aus der Barbarei zur Cultur herauszuarbeiten beginnt und eine Menge verschiedener und widersprechender Elemente, Heidnisch-Germanisches, Antik-Classisches, Christliches und dazu Byzantinisches noch unausgeglichen in sich trägt. Die Zeit stand eben im Begriff, das alles zu verarbeiten, um den Geist des Mittelalters zu gebären.

Die Dame auf den Bildern trägt das Kleid, die lange Tunica, bis auf die Füße, so daß nur die gespitzten Schuhe, golden oder farbig, eben hervorsehen (Abb. 108). Es ist weit, nicht anliegend und zeigt doch nicht viel Falten, so daß es mehr der byzantinischen Tracht gleicht denn dem alten Kleide der Germanin. Dieses ließ die Arme und einen Theil der Brust frei und sichtbar, wogegen das der Damen aus karolingischer oder ottonischer Zeit mit langen und anliegenden Ärmeln versehen ist und nur den Hals



109. Fränkisch-deutsche Frauen vom Hofe der Karolinger. 9. Jahrhundert. (Miniature in Paris.)

entblößt. Der farbige Stoff ist in sehr einfacher, regelmäßiger Weise meist mit Goldfäden gemustert, während breite Goldsäume und Goldstreifen überall zeigen, wie sehr man noch an jener Prunksucht und goldenen Lust festhält, welche die Beute aus der Völkerwanderung herbeigeführt hatte. Der Mantel von gleichem Stoff und gleicher Art erscheint gewöhnlich auch in alter Weise angethan, d. h. vom Rücken her über beide Schultern gelegt und auf der Brust unter dem Kinn mit einer großen Schmucknadel oder Agraße geheftet. Häufig aber, und das selbst bei vornehmsten Damen, fällt er schleierartig vom Kopf herunter tief über Schultern und Rücken und wird von den Armen faltig aufgenommen, etwa in der Art, wie die

Spanierin ihre schwarze Spitzenmantille trägt. Es ist wohl anzunehmen, daß in diesem Falle der Mantel aus leichter Seide besteht, obwohl ihm auch so die goldene Verzierung nicht fehlt. Diese Art den Mantel zu tragen war ursprünglich geistliche Vorschrift für den Kirchenbesuch, scheint von daher aber in spät karolingischer Zeit allgemeinere Tracht der Matrone, selbst am Hofe, geworden zu sein. Zuweilen ist auch Mantel und Kopftuch getrennt und das Haar von einem Tuche oder Schleier umwunden, das es einhüllt. So kommt es besonders bei den Frauen der Angelsachsen vor.

Auf solche Weise ist das Haar der karolingischen Frau meist verdeckt und unsichtbar; wo es sichtbar wird, ist es in der Mitte gescheitelt. Nichtsdestoweniger, wie denn auch die Verhüllung nicht die einzige Art des Tragens war, wurde dem Frauenhaare viele Pflege und reicher Schmuck zutheil. Die Gemahlin und die Töchter Karls des Großen erscheinen in der dichterischen Schilderung Angilberts ganz anders, wie sie zur Jagd hinausreiten. Der Königin umziehen purpurne Binden die schneeigen Schläfen und eine edelsteingeschmückte Krone erglänzt auf ihrem Haupte. Der Prinzessin Bertha, der sagenberühmten Bertha windet sich ein goldener Reif um das schöne Haupt und goldene Schnüre schlingen sich durch ihre blonden Haare, Gisela trägt einen purpurnen Schleier, Rhodaide farbige Steine im Haare und eine goldene Krone darauf und so Theodrade, deren goldenes Haar das schmückende Gold an Glanz besiegt.

Wie hier am Kopfe, so erglänzte Schmuck überall bei den vornehmen Damen. Ketten und Reifen umzogen den Hals, Armbänder die Hand; Fibeln hielten den Mantel und Nadeln schmückten die Tunica; vor allem aber waren die Kleider, selbst die farbigen, auch vergoldeten Schuhe mit Steinen und Gold besetzt. Ebensovienig fehlte es den Damen dieser Zeit überhaupt an den Künsten der Toilette. Sie hatten wie die Römerinnen ihre eigenen Schmuckmädchen; sie hatten ihre Mittel für die Pflege der Haut und begannen damals Handschuhe zu tragen; sie besaßen Toilettengeräth aller Art, Kämme, schön geschnitten und verziert, von Holz und Elfenbein, mit Gold und Silber ausgelegt, Handspiegel mit reich verziertem Rücken, Erbstücke classischer Kunst und antiken Gebrauchs; sie hatten Instrumente für die Pflege der Nägel, zum Kräuseln und Locken des Haares.

Ein solches Lockeninstrument, von Silber schön gearbeitet, schenkte König Alfred von England einmal einem Priester, der den Gebrauch nicht verschmähte, ein nicht grade vereinzelt stehender Fall von der Eitelkeit der Geistlichen dieser Zeit. Man sagte ihnen nach, daß sie kleine Spiegel oben auf ihren Schuhen trügen, um ihr eigenes Gesicht darin beständig zu bewundern, oder daß sie ihre Kutten so geschickt und absichtsvoll um den Leib zögen, um ihren schönen Wuchs auf das vortheilhafteste zu zeigen. Uebrigens betrachteten die Geistlichen solche Toilettenoperationen durchaus nicht als unfromme oder profane Handlungen, denn für alle die verschiedenen Verrichtungen, für das Schneiden der Nägel, für das Kämmen und Bürsten der Haare hatten sie besondere Gebete, die dabei gesprochen wurden.

So war das Costüm unter den Karolingern wohl weit vorgeschritten. Die Germanin der Wälder war zur Dame geworden, welche vornehme Toilette machte, und der Mann, der vornehme und wohlhabende wenigstens, war reich gekleidet. Aber Schmuck und Kleidung weder des Mannes noch der Frau konnten den Charakter der Halbbildung, der Emporkömmlinge verleugnen. Sie hatten alle Mittel, aber der Gebrauch, den sie davon machten, war ohne Wahl und Urtheil. Es war in allem etwas Unfertiges, Unausgeglichenes, Unharmonisches, wie es ja auch in der ganzen Cultur der Zeit lag. Die Vornehmen trugen sich in der Hauptsache römisch, aber es fehlte der antike Geist. Die Kleider zogen sich glatt ohne Fülle um den Leib, oder die Falten waren straff, spitz, mager und grade gezogen durch die Schwere des Goldbesatzes und der Steine. Im Volke hielt man noch an hergebrachter fränkischer Kleidung fest, an dem kurzen Rock und dem unansehnlichen Mantel (Abb. 111).



110. Fränkische Frau. 9.-10. Jahrhundert. (Miniature in Paris.)

Die nachfolgende Zeit war weder in Frankreich noch in Deutschland dazu geschaffen eine große Aenderung oder ein neues Costüm hervorzurufen.

Das Reich Karls des Großen war in zwei Theile zerfallen, aber weder eine französische noch eine deutsche Mode entstand in Folge dieser Trennung, vielmehr war es das romanisirte Costüm der Karolingerzeit, welches hier wie dort, unter den Kapetingern wie unter den sächsischen und fränkischen Kaisern, nur festeren Boden fand und sich ausbreitete. Die angelsächsischen Herrscher mit ihren Vornehmen, die Normannen folgen der gleichen Mode.



111. Deutsche Männertrachten um das Jahr 1000. (Miniature in Leipzig.)

Die Ottonen, Heinrich II., der mehrfach abgebildet ist, sind gekleidet wie ein vornehmer Römer der späteren Zeit mit langer Tunica und Pallium. Nur Otto II. macht wohl mit seiner griechischen Gemahlin Theophano und um dieser Verwandtschaft willen eine Ausnahme. Wie dieser Kaiserin wohl die Einführung byzantinischer Kunstthätigkeit zugeschrieben wird, so sieht man auch sie und ihren Gemahl byzantinisch gekleidet (Abb. 112). Sonst zeigt sich nirgends der Einfluß byzantinischer Trachten und Moden bei den werdenden und aufstrebenden Culturvölkern des Westens, es sei denn etwa in den aus dem Osten gekommenen Seidenstoffen.

Wohl aber ist es Rom, welches fort und fort nachwirkt. Wie schon seit Karl dem Großen in Kunst und Literatur eine Art antiker Renaissance entsteht, unverstanden freilich und unvollkommen im höchsten Grade, wie Paläste und Kirchen aus den antiken Trümmern entstehen und mit classischen Ornamenten sich schmücken, wie die lateinische Sprache im neunten und

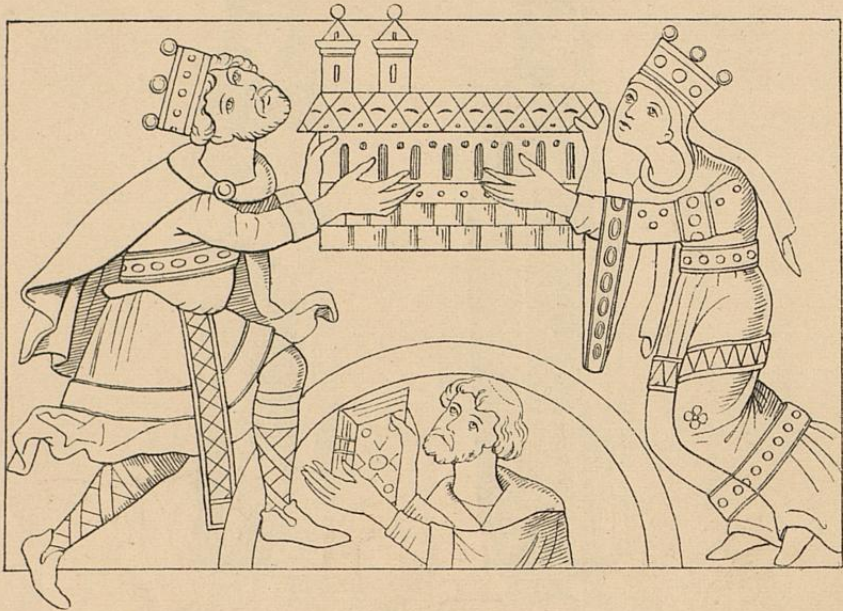


112. Kaiser Otto II. und Kaiserin Theophano in griechischer Tracht. 10. Jahrhundert.
(Nach einer Eisenbeintafel.)

zehnten Jahrhundert die Literatursprache wird, so wird auch die lateinische Tracht — immer wohlverstanden die spätrömische — mit Tunica und Pallium die Tracht, die allgemeine Mode des Westens. Die Tunica, selbst wenn es zwei sind, die von den Vornehmen über einander getragen werden, erweitert sich und wächst zu den Füßen herab, das Pallium (beide römische Namen sind damals wie die Gegenstände im Gebrauch) bleibt nach antiker Sitte auf der rechten Schulter mit der Agraffe geheftet. Arbeiter und

Handwerker behalten den kürzeren Rock; auch die Kriegstracht hält daran fest, so die der Normannen und Angelsachsen (Abb. 114, 115).

Das zehnte und elfte Jahrhundert waren noch nicht im Stande neue Trachtenformen zu schaffen. Das war dem zwölften Jahrhundert, der Zeit des erblühenden Ritterthums und der sprießenden eigenen Kunst des Mittelalters, vorbehalten, aber was die neue Zeit schuf, waren auch nur



113. Kaiser Heinrich II. und Konigunde. 11. Jahrhundert, Anfang. (Miniature zu Bamberg.)
(Beginnende enge Frauentracht mit langen Ärmeln.)

Umwandlungen, Umänderungen des Alten. Das romanisirte Costüm des zehnten und elften Jahrhunderts blieb die Grundlage der nachfolgenden, überaus reichen costümlichen Entwicklung des Mittelalters.

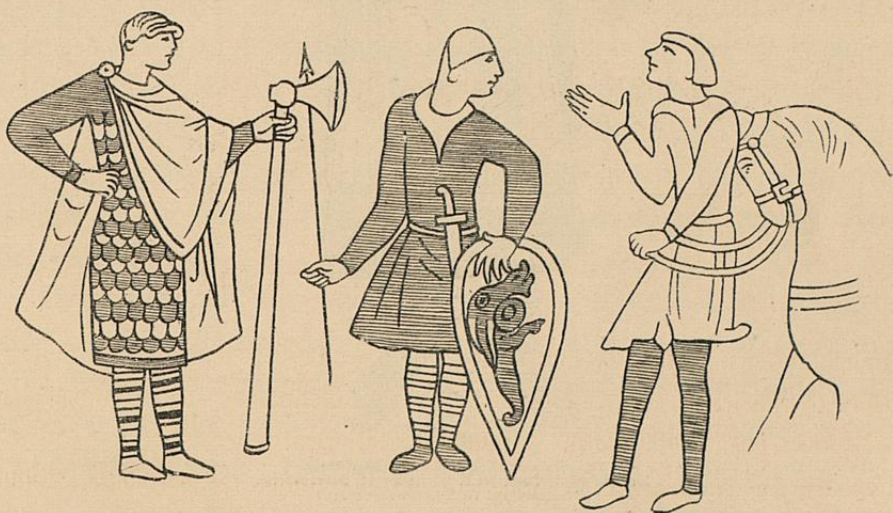
Einzelnes, was für die Folgezeit von Bedeutung werden sollte, kündigt sich allerdings schon im elften Jahrhundert an: so die doppelte Tunica der Frauen, von denen die obere wohl ärmellos und kürzer als die untere zu sein pflegt, wodurch denn diese mehrfach sichtbar wird. Ebenso die im zwölften Jahrhundert blühende Verlängerung der Ärmel (Abb. 110, 113). So erscheinen auch Beispiele vom Mi-parti, wonach die beiden Hälften des Kleidungsstückes von verschiedener Farbe sind.

Noch bedeutungsvoller sollte eine andere Eigenthümlichkeit werden, die Tendenz nämlich das Kleid zu verengen und den Wuchs zu zeigen. Vom



114. Arbeiter und Handwerker. 11. Jahrhundert. (Miniature in Paris.)

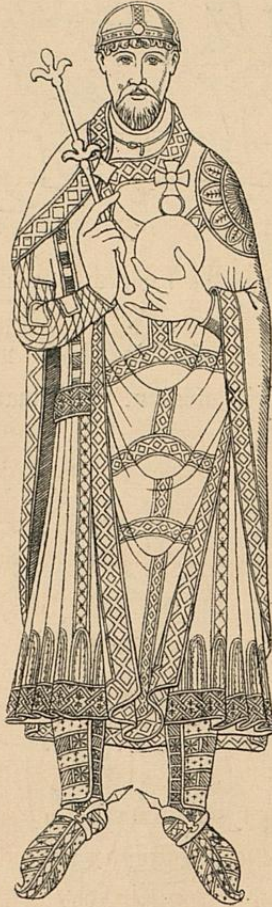
elften Jahrhundert datirt die erste Nachricht, wenn wir von jener oben erwähnten mönchischen Eitelkeit absehen. Dietmar von Merseburg nämlich



115. Normannen aus dem Heere Wilhelms des Eroberers. 1066.
(Von der Stickerei der Königin Mathilde in Bayeux.)

berichtet von modischen Damen, welche ihrer Kleidung eine solche Enge gegeben hätten, daß die Formen scharf herausgetreten seien. Er nennt es eine neue und unerhörte Mode, und sie war es in der That. Das

Alterthum, die antike griechisch-römische Tracht hatte sie nicht gekannt und ebensowenig das byzantinische Costüm. Diese Tendenz, die Tendenz der Taille, den schlanken Wuchs zu zeigen, ist neu; sie sollte aber das Costüm des Mittelalters und der modernen Zeit beherrschen.



116. Rudolf von Schwaben, der Gegenkönig.
Deutsche Königstracht der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts.
(Bronzedenkmal im Dom zu Merseburg.)

2. Kapitel.

Das Costüm der Blüthezeit des Ritterthums im 12. und 13. Jahrhundert.

Man kann in der Geschichte der Trachten und Moden die Bemerkung machen, daß bei der Erschaffung neuer Formen oder bei der Bestimmung ihres Charakters bald das männliche Geschlecht voranschreitet, bald das weibliche. Es kann sich ereignen, daß zu einer Zeit die Tracht der Männer derjenigen der Frauen fast zum Verwechseln gleich kommt, in einer anderen wiederum die der Frauen sich dem männlichen Costüm in Form und Charakter nähert.

Wenn man nun von einer Zeit erwarten sollte, daß sie in ihrem Costüm, in ihren Moden einen männlichen Charakter trägt, daß der Mann als die leitende und bestimmende Hälfte der menschlichen Gesellschaft voranschreitet, so gilt dies gewiß von der Zeit des Ritterthums. Sind ja doch ritterlich und männlich, im idealen Sinne genommen, wie identische Begriffe für uns, denken wir doch bei dem Ritterthum sofort an alle männlichen Uebungen und Waffenthaten, an Turnier und Jagden, an Abenteuer und Kriegszüge über das Meer, an die Heldenthaten gegen die Ungläubigen, an ein ewiges Fehdeleben vor und hinter den Mauern wohlbefestigter Burgen!

Aber grade das Gegentheil ist der Fall. Was das Wesen des ächten und wahren Ritterthums bildet, des Ritterthums in seiner eigentlichen Blüthe-

zeit, nämlich im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, das ist nicht die Heldenthat als solche, sondern daß die That im Dienste der Frau geschieht, einerlei ob sie wirklich von ihr anbefohlen ist, oder ob sie der Ritter ihr widmet in stiller Verehrung. Die veränderte und gehobene Stellung der Frau ist für diese Zeit das Entscheidende auf allen Gebieten der Cultur, in der Sitte, in der Kunst, in der Literatur, selbst in der Religion, in welcher die Schwärmerei vom Heiland auf die Jungfrau Maria übergeht und der Mariencultus beginnt.

Die vorhergehende Zeit, schon die der Merovinger, kennt gewaltige Frauen, herrschende Frauen, aber sie herrschen durch ihre wilden Leidenschaften wie Brunhilde und Fredegunde, oder durch männlichen Geist wie die Herzogin Hadewig in Schwaben, nicht durch weiblichen Reiz und weibliche Tugenden. Die Frau dieser neuen Zeit, gehoben durch ihre Bildung und darin dem Manne weit vorragend, verfeinert, von vornehm eleganter Erscheinung, poetisch gestimmt, sie herrscht als Frau; das Geschlecht, nunmehr veredelt, herrscht als Geschlecht, und der Mann, der Ritter, dient. Er trägt als Diener ihre Zeichen und Farben, er vollführt seine Thaten in ihrem Namen zu ihrer Verherrlichung.

Werfen wir, anderer Gebiete nicht zu gedenken, einen kurzen, flüchtigen Blick auf die Poesie. Es ist die erste classische Periode der nationalen Dichtung, der großen Epen und des Minnelieds, welche durch diese Umwandlung der Cultur erst erklärlich wird. Zwar im Nibelungenliede waltet die Leidenschaft in großartigster Gestalt, das Gewaltthame und Ungebändigte, aber seine Sage wurzelt eben in jener alten Zeit der Leidenschaften und des Hünenhaften, und nur seine letzte Form, in welcher wir es kennen, hat es in dieser „höfischen“ Zeit, wie sie treffend genannt wird, erhalten. Und doch deutet es in dem Gegensatz der beiden Frauen, in der gewaltigen, glänzenden Gestalt der Brunhilde und in der still gewinnenden Erscheinung der Chriemhilde, in jener, welche die Kenner der Schönheit preisen, und dieser, welche die Weisen vorziehen, den Uebergang an von der einen Periode zur andern. Aber in den nachfolgenden Epen, im Parzival und Tristan, den ächtesten Schöpfungen dieser Zeit und ihres Geistes, wie tritt in ihnen der Held vor dem Verliebten oder dem sehnsuchtsvoll nach der Liebe Schmach tenden zurück! Es ist ein Minnegefang in epischer Form, eine Erzählung

von der Macht der Frau, die das Gemüth des Helden in Bande schlägt. Und wie das Epos, so kennt die Lyrik, das Minnelied, bis später eine ernüchterte Zeit das Lehrgedicht einführt, nur den einen Gedanken, Frau und Liebe, der in tausendfacher Weise immer derselbe aus tausend Liedern wiederklingt.

Wie in der Poesie, so herrscht die Frau im Leben und in der Sitte. Um sie bewegt sich nun alle Geselligkeit; für sie und mit ihr werden alle Feste und Spiele gefeiert, statt daß sonst die Männer allein in der Methhalle saßen und die Tage und Nächte verzechten. Mit ihr verfeinert sich der Ton des Umgangs, des gesellschaftlichen Verkehrs; es bildet sich ein förmlicher Coder der feinen Sitte, des vornehmen Anstandes, der sich wie heute auf Essen und Trinken, auf Sitzen, Gehen und Stehen, auf die Haltung der Hände, der Füße, der Kleidung erstreckt. Ebenso stellen sich die Ansichten von der Schönheit in ausgebildeter und vorgeschrittener, wie ins Einzelne gehender Weise fest. Wie Haar und Augen, Brauen und Wimpern, Hände und Füße in Farbe und Form beschaffen sein müssen, darüber herrschen die bestimmtesten Ansichten. Das gilt aber nicht bloß von der Frau, sondern auch vom Manne. Und dabei ist es charakteristisch für diese so völlig unter dem weiblichen Einfluß stehende Culturperiode, wie man sich das Ideal des Mannes denkt. In den Zeiten des Nibelungenliedes und in seiner Cultur konnte man noch die breite, hohe, gewaltige Gestalt des grimmen Hagen trotz seiner ergrauenden Haare und seiner wilden Blicke als ein Bild männlicher Schönheit betrachten, in dieser Periode aber gilt für männlich schön die liebliche, zarte, rosige, bartlose Jugend: Parzival, fast Knabe noch in unbewußter Schönheit, und der junge Tristan mit rosenrothem Munde, lichter Haut und braunen Locken sind ihre Ideale.

Weiblich ist das Ideal des Mannes, weiblich ist auch seine äußere Erscheinung (Abb. 117, 118, 131 u. a.), trotz Helm und Schwert und Panzerhemd, wenn er in den Krieg zieht. Schön geschwungene, lange Locken, ein glattes, bartloses Gesicht, ein langer Rock bis zu den Füßen herab, das ist die stete Tracht des Ritters in der höfischen Zeit, in der Zeit des Minneliedes: gewiß ein Costüm, eine Toilette, die unter weiblichem Einfluß entstanden ist. Aber eben weil sie diesen Einfluß verräth, weil die Frau in aller Cultur herrscht und voranschreitet, darum ist es billig, daß auch

wir ihr diesmal den Vorrang lassen und sie zuerst in ihrer äußeren Erscheinung betrachten und sehen, wie sich denn ihre Kleidung, ihre Toilette unter so veränderten Culturzuständen verwandelt hat.

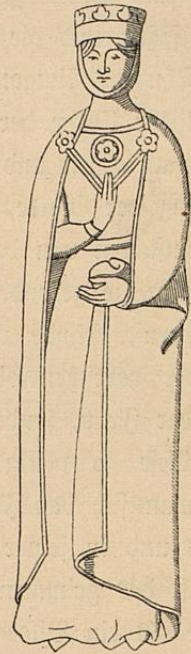
Sprünge in der Geschichte des Costüms, plötzliches Auftreten einer neuen, ganz anders gestalteten Kleidung dürfen wir, wie überhaupt höchst selten in der Entwicklung der Trachten, so am wenigsten in dieser Zeit



117. Philipp, Bruder König Ludwigs des Heiligen von Frankreich. Um 1200. (In St. Denis.)



118, 119. Graf und Gräfin von Gleichen. Ritterliche Herren- und Damenkleidung (1227–1264). (Grabmal in Erfurt.)



erwarten, deren Charakter nicht in Umwälzung, sondern in Verfeinerung, Besänftigung und Bildung besteht. Die Veränderungen gehen langsam, aber nicht minder entschieden und charakteristisch vor sich, ganz in Uebereinstimmung mit der geschilderten geistigen Bewegung.

Die Kleidung der germanischen Frau begann, wie wir gesehen haben, mit zwei Stücken, dem Roke, oder wenn wir das untere Kleid so nennen wollen, der Tunica und dem Mantel. In der Karolingerzeit war hierzu schon wie bei den Männern ein Hemd getreten, wenigstens bei den vor-

nehmen Damen, das aber nicht sichtbar zur Erscheinung kam. Im elften Jahrhundert aber sind wir auf zwei anliegende Kleider gestoßen, ein langes, mit Ärmeln versehenes, und ein oberes, das nicht ganz zu den Füßen hinabreicht. Dieses wird im zwölften und dreizehnten Jahrhundert bleibend, und dazu wird ein Hemd gefordert. Es sind also vier Stücke, die zu einer vollständigen Damenkleidung nothwendig sind, das Hemd, das Unterkleid, das wir der Kürze halber als Rock bezeichnen wollen, das Oberkleid, welches gewöhnlich in den Dichtungen mit einem Worte unbekannten Ursprungs Eufenie genannt wird, und der Mantel. Die Toilette wird mehrfach so in dieser Vollständigkeit beschrieben, aber es war nicht immer nothwendig sie auch in dieser Vollständigkeit zu tragen. Der Mantel ohnehin fällt in der häuslichen Tracht hinweg und dient entweder zur festlichen, zur ceremoniösen Tracht, oder auch draußen zum Schutz gegen das Wetter. Aber auch das Oberkleid kann zu Hause abgelegt oder weggelassen werden, und namentlich gilt dies für jugendliche Frauen oder in Sommerzeit bei großer Hitze. Den Rock allein ohne Oberkleid und Mantel trägt auch das leichte Volk der Tänzerinnen, daher denn auch die Tochter der Herodias, wie sie auf Händen und Füßen einer Gauflerin gleich vor dem Könige tanzt, stets nur in dem Rocke dargestellt wird. Andererseits kommt auch nur Rock und Mantel ohne das Oberkleid vor und selbst an den höchsten Personen, so z. B. bei den englischen Königinnen des zwölften Jahrhunderts, die so mit einfachem Kleid und Mantel auf ihren Grabmälern dargestellt sind; man erkennt aber am Halse das Hemd (Abb. 121, 122).

Die Verbindung dieser drei Kleidungsstücke, Hemd, Rock und Mantel, wie sie die englischen Königinnen trugen, war im zwölften und dreizehnten Jahrhundert auch in Deutschland sehr gewöhnlich. In diesem Fall erhielt das Hemd aber größere Bedeutung denn die einer einfachen Leibwäsche. Es war schon damals vorzugsweise von feiner Leinwand und immer weiß. Ebenso aber gilt weiße Seide als ein beliebter Stoff. Es war aber nicht bloß der Stoff, sondern auch der Schnitt der Kleidung, welcher das Hemd zur Geltung brachte. Da das Kleid auch ärmellos getragen wurde, so waren es in diesem Falle die Ärmel des Hemdes, welche sichtbar die Arme bedeckten. Der Verschmutzung ausgesetzt, mußten sie häufiger erneuert werden, und sie wurden daher selbständig gemacht und so, daß sie an den Schultern,

d. h. am Hemde, leicht befestigt werden konnten. Als der junge Ulrich von Liechtenstein seinen abenteuerlichen Ritterzug im Gewande der Frau Venus unternehmen will, läßt er sich zwölf Röcke machen und dreißig Frauenärmel für Hemden.

Mit diesem Frauenärmel trieb der ritterliche Dienst ein eigenthümliches Wesen. Nachdem die Dame ihn getragen, befestigte ihn der Ritter



120. Dame mit Rock, Mantel und Gebende; Französin. Statue einer Abkömmling Jungfrau zu Corbeil. 13. Jahrhundert, Anfang.



121, 122. Englische Königinnen. Berengare von Navarra, 2. Gemahlin von Richard Löwenherz, 1190–1210 (zu L'Espans bei Rims).

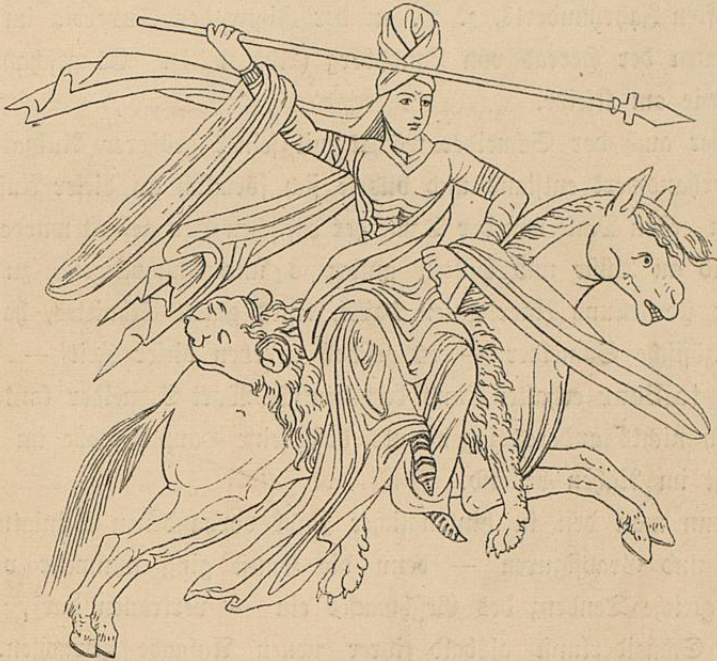


12. bis 13. Jahrhundert. Isabella von Angoulême, 3. Gemahlin Johanns ohne Land, 1200–1220. (Abtei von Fontevault.)

auf seinen Schild, und wenn er dann zerhauen und zerstoßen war — was natürlich in ihrem Dienste geschehen —, so trug ihn die Dame wiederum auf ihrem bloßen Arme. Man machte es auch ebenso mit den Hemden. Es giebt verschiedene Erzählungen davon, so z. B. von Gahmuret und seiner Gemahlin Herzeloude. Ihr weißseidenes Hemde, das sie auf dem Leibe getragen, legte er über seinen Ringpanzer, und wenn es die Folgen seiner Kämpfe in hinlänglichem Grade zeigte, so zog sie es wiederum an. Solches

geschah achtzehn Mal, und als er endlich gefallen, wollte sie auch das letzte, das blutige Todeshemd, anlegen.

Wie viele und welche Kleider nun auch eine Dame trug, an allen zeigt sich ein und dasselbe Bestreben, das schon im elften Jahrhundert seinen Anfang genommen hatte, nämlich die Kleidung um Brust und Hüften eng anzuschmiegen, „heimelich“ anzulegen, wie man damals sagte. Ein



123. Figur der Superbia aus dem Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg. Damentracht des 12. Jahrhunderts mit Einschnürung, langen Ärmeln u. s. w. in übertriebener Mode.

schlanke Wuchs, eine zarte, feine und schmale Taille gehörten zum Schönheitscodex dieser Zeit. Daher sagt Wolfram von Eschenbach von einer schönen Dame:

Ihr wißt, wie Ameisen pflegen
Um die Mitte schmal zu sein,
Noch schlanker war das Mägdelein.

Selbstverständlich mußte man bestrebt sein diese Schönheit nicht in einen plumpen, wenn auch goldüberladenen Sack einzuhüllen, wie es in der vorhergehenden Periode geschehen war, sondern sie an das Licht treten zu

lassen. Es scheint aber die Schneiderkunst, die bis dahin im Hause selbst unter Leitung der Hausfrau, auch der vornehmsten, von ihren Mägden geübt worden, noch nicht sogleich hinlängliche Ausbildung gehabt zu haben, um diesem Begehren durch den Schnitt der Kleidung gerecht zu werden. Das erste Mittel war daher einigermäßen gewaltsam. Man schnitt zu beiden Seiten von den Achselhöhlen herab ein Stück heraus und zog die Oeffnung mittelst Schnüre wieder zusammen. So sieht man es auf Bildern des zwölften Jahrhunderts, z. B. an der Figur der Superbia im Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg (Abb. 123). Es geschah das am Hemde wie am Kleide.

Aber auch der Schneider wächst mit seiner größeren Aufgabe. Das Schneiderhandwerk entstand und bildete sich förmlich an dieser Aufgabe, die ihm zum ersten Male von der Dame der höfischen Zeit gestellt wurde, nämlich das Kleid an Büste und Hüften anliegend und anschmiegend zu machen. Von der Herstellung einer guten Taille, eines guten Schnittes, hat ja auch der französische Schneider — es geschah zu eben dieser Zeit — seine Benennung *tailleur* erhalten, und das deutsche Wort Schneider (*snider*) will eben auch nichts anderes sagen, als daß seine Hauptaufgabe im Zuschnitt und nicht im Nähen bestand.

Wenn man den in hinlänglicher Zahl vorhandenen Miniaturbildern, Statuen und Grabfiguren — denn die Kunst ging nunmehr vollständig auf die gleiche Tendenz des Geschmacks ein — vertrauen darf, so zeigte sich die Schneiderkunst alsbald ihrer neuen Aufgabe gewachsen. Zwar giebt es noch viele Matronen, ehrwürdige Frauen, auch in der höfischen Zeit, welche die Kleider weit und faltig tragen, aber die Regel ist für alle Damen der vornehmeren Welt oder alle Frauen überhaupt, die mit der Mode gehen, daß die Kleidung sich um Brust und Taille bis auf die Hüften genau und faltenlos dem Wuchse anschmiegt, von hier an in faltiger Weite auf die Füße herabfällt, diese bedeckend (Abb. 126). Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Form der Kleidung, sobald die Einengung nicht, wie es später geschah, übertrieben wurde, ebenso schön wie rationell ist. Sie vereinigt zwei Elemente, die Schönheit des Wuchses, welche sie vollkommen zur Wirkung bringt, und die Schönheit des Stoffes durch den freien und leichten Fluß der Falten. Daß die Schönheit der Falte mit in der Absicht

lag, nicht bloß bei den Bildhauern dieser Zeit, die sie ganz vortrefflich zu behandeln wissen, sondern auch bei ihren Trägerinnen, das sieht man aus verschiedenen Stellen, in denen von einer kunstvollen und künstlichen Anordnung derselben die Rede ist. So sagt z. B. Ulrich von Liechtenstein von seiner Kleidung als Frau Venus:

„Ich führt' ein Röckel, das war weiß,
Daran die Falten mit großem Fleiß
Von Frauenhänden waren gelegt.“

Die Dame dieser Zeit hatte noch ein eigenes, zur allgemeinen Sitte gewordenen Mittel den Reichthum der Falte zu vermehren. Indem sie mit der linken Hand das Oberkleid ein wenig in die Höhe hob (Abb. 124), bildeten sich nicht bloß bedeutende Falten, sondern sie erreichte auch etwas Anderes, das Unterkleid, den Rock, sichtbar zu machen. Oberkleid und Unterkleid hatten sich zu dieser Zeit in ihrem Längenverhältniß zu einander wieder verändert. Im elften Jahrhundert war das Oberkleid um ein Bedeutendes kürzer gewesen, so daß dadurch das Unterkleid am Fuß sichtbar war. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert hatten aber beide Kleider regelmäßig die gleiche Länge, und um nun das untere sichtbar zu machen und so verschiedene Farben in Wirkung zu setzen, wurde das Oberkleid mit der linken Hand emporgehalten. Mit dem Mantel, wenn er dazu getragen wurde, war die Sitte allerdings anders, wie wir sogleich sehen werden.

Mit dem Aufheben des Oberkleides trieben die Frauen noch ein anderes kleines Spiel der Koketterie, das der strengen Sitte allerdings nicht ganz entsprach. Diese nämlich verbot es den Fuß sehen zu lassen. Nun legte man aber einen großen Werth auf einen schönen Fuß, den der Schönheits-codex klein, weiß und zierlich verlangte, mit einer hohen gebogenen Form des Ristes, so daß sich unten eine Höhlung bildete, groß genug, um einen Zeisig zu verbergen. Die Kunst des Schuhmachers war auch hinlänglich ausgebildet den Schuh fein, genau und anschmiegend nach der Form des Fußes zu machen (Abb. 123). Der Stoff war vom feinsten und weichsten Leder, auch von Seide und Goldgewebe; die Farbe schwarz, aber auch ebenso weiß oder roth oder Gold, und als Schmuck bunte Borten oder Perlen hinzugefügt. Der Schuh bedeckte den ganzen Fuß, hatte auch wohl

die Form von kurzen Halbstiefeln und lief vorne in eine kleine, zierliche Spitze aus. Bei so eleganter Beschuhung war es verzeihlich, daß die Dame auch etwas davon sehen lassen wollte, und dazu ergab sich die Möglichkeit eben in dem Aufheben des Kleides.

Wie Unterkleid und Oberkleid die gleiche Länge erhielten, war noch eine andere, damit in Zusammenhang stehende Veränderung mit ihnen vorgegangen, nämlich an den Ärmeln. Es ist bereits des ärmellosen Oberkleides und des Wechsels der Hemdärmel, der dazu gehörte, gedacht worden. Das war nicht immer so. Im elften und zwölften Jahrhundert hatte das Oberkleid, zumal bevor es an den Füßen seine volle Länge erreicht hatte, lange Ärmel, die entweder bis zum Ellbogen oder auch bis zum Handgelenk sich eng anlegten und von hier auf einmal eine solche Fülle und Weite bekamen, daß sie bis auf die Füße herabfielen (Abb. 123, 126). Diese unbequeme, etwas excentrische und daher auch von der späteren höfischen Zeit vermiedene Tracht kommt auf Bildern des zwölften Jahrhunderts sehr häufig vor und auch in den Dichtungen findet man ihre Spur. So ist es z. B. nur mit dieser Art von Ärmeln zu erklären, wenn es im Nibelungenliede von Brunhilde heißt, als sie sich zum Wettkampf im Steinwurf bereitet: „An ihre weißen Arme sie die Ärmel wand.“ Später, wie gesagt, verschwinden diese Ärmel wieder und das Oberkleid erscheint regelmäßig ohne Ärmel, so daß entweder die Ärmel des Unterkleides oder des Hemdes den Arm bedecken (Abb. 124). Ihn nackt zu zeigen, war keine Sitte der höfischen Zeit.

Ärmellos und anschniegender, sowie faltig um die Füße, das ist die gewöhnliche Form des Oberkleides im dreizehnten Jahrhundert. Aber mehr und mehr, namentlich im Uebergange zum vierzehnten Jahrhundert, treten Nebenformen auf. Auch der Winter übte seinen Einfluß, denn um sich gegen die Kälte zu schützen, trug man das Kleid pelzgefüttert (Abb. 124) und dann ohne Einengung um die Hüften, so daß die Dichter klagen, es werde ihnen durch diese Kleidung im Winter der Anblick der Schönheit entzogen. Auf den Bildern sieht man vielfach solche Nebenformen, und auch verschiedene Namen kommen vor, die größtentheils aus der Fremde stammen. Auch ist wohl gelegentlich von französischem Schnitte die Rede. Wenn man aber die Abbildungen französischer Damen dieser Zeit betrachtet,

so findet man an ihrer Kleidung nichts, was von besonderer Verschiedenheit oder charakteristischer Bedeutung wäre. Man gelangt nur zu dem Schluß, daß im Großen und Ganzen bereits durch die damalige civilisirte Welt der Christenheit eine und dieselbe Tracht, eine und dieselbe Mode herrscht,



124. Ritterliche Kleidung mit Rauchwerk: Herr und Dame, auf dem Haupte Schapel.
13. Jahrhundert. (Aus der Weingarter Niederhandschrift.)

ungefähr wie heutzutage, und dem einzelnen Lande, auch wie heute, für sich nichts übrig bleibt als Nebenformen von wenig Bedeutung. Es ist eben der Geist der Zeit, der die Trachtenformen schafft, ohne Modejournale und ohne Schneiderconferenzen.

Auch von dem Mantel heißt es wohl, daß er nach französischem Schnitte gemacht sei. Nichtsdestoweniger zeigt er überall die gleiche Grund-

form und in der Hauptsache die alte, obwohl der Wandel dieser Zeiten nicht spurlos an ihm vorübergegangen war. Dieser Wandel, namentlich die Ausbildung der weiblichen Tracht zu Unter- und Oberkleid, hat es mit sich gebracht, daß der Mantel weniger nothwendig erscheint und nur außerhalb des Hauses getragen wird, oder wie bei fürstlichen Damen als ein Stück ihrer Staatskleidung, fast wie ein Zeichen ihrer Würde erscheint. Er ist dann nach wie vor von rückwärts über beide Schultern gelegt und fällt in der Regel bis auf die Füße herab (Abb. 119, 121, 122, 126). Auch ist er vorne auf der Brust mit beiden Seiten gefestigt oder zusammengehalten, aber nicht wie früher eng an einander geheftet durch eine brocheartige Nadel. Die beiden Seiten bindet vielmehr ein Riemen oder eine goldene Borte, mit einem scheibenartigen Schmuck an beiden Enden, an deren einem die Borte fest sitzt, während sie sich durch den anderen enger und weiter ziehen läßt. Dieser Schmuck, weil doppelt, heißt im Plural: die Tasseln. Gewöhnlich erscheint auf den Bildern der Mantel locker umgehängt, und die Trägerin hat den Daumen oder zwei Finger der linken Hand in die Tasselschnur gelegt, sie ein wenig herabziehend (Abb. 119). Das entspricht ganz genau der vom Anstandscodex vorgeschriebenen Art, wie eine Dame den Mantel zu tragen habe. Die linke Hand in angegebener Art am Verbindungsriemen, mußte sie rechts einen Theil des Mantels faltig unter den Arm nehmen, unten aber beide Theile des Mantels mit der Rechten zusammenhalten. So wird z. B. Holde geschildert. Ihr Mantel, heißt es, hatte so sehr das rechte Maß, daß er das Kleid nicht völlig verdeckte; auf der Brust war er durch ein Schnürlein mit weißen Perlen befestigt, wohinein die Schöne den Daumen ihrer linken Hand geschlagen hatte; mit zwei Fingern der rechten Hand aber hatte sie zierlich, wie es die Sitte gebot, weiter unten die beiden Seiten des Mantels zusammengefaßt und ein wenig in die Höhe gehoben, daß der untere Theil des Mantels faltig herabfiel. So sah man den Ueberzug und das Hermelinunterfutter mit dem Zobelbräm, beides miteinander. Wenn die Dame sich setzte, so hatte sie beide Seiten des Mantels auf dem Schoße über einander zu legen; die Beine darunter zu kreuzen war wider alle Schicklichkeit.

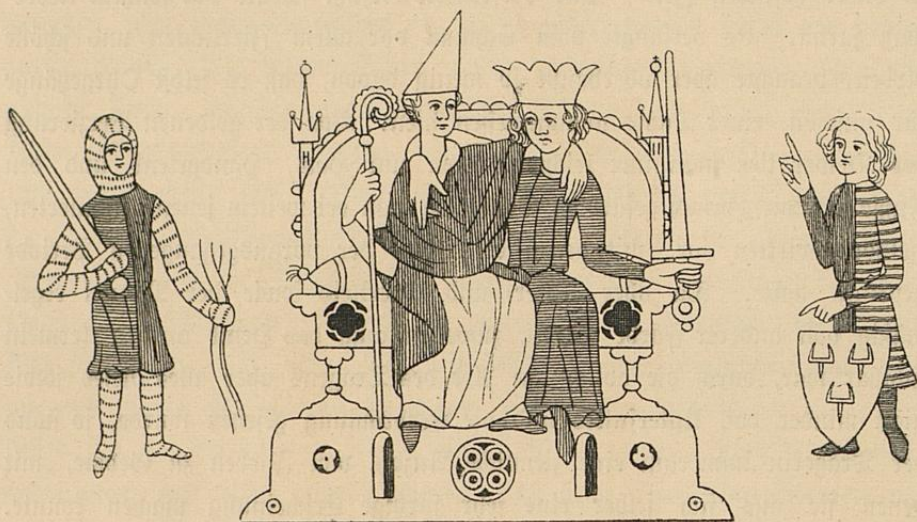
Bei dieser Art den Mantel zu tragen war es wiederum, wie das schon bei dem Aufheben des Oberkleides bemerkt worden, darauf abgesehen

verschiedenen Stoff und verschiedene Farbe, nämlich den Ueberzug und das Futter, sowie die Verbrämung zusammen wirken zu lassen und die Wirkung zur Geltung zu bringen. Es war das um so nothwendiger und natürlicher, als in dieser verfeinerten Zeit ganz andere Ansichten über Schmuck und Verzierung sich geltend machten als früher. Die Herren und Damen der Zeiten der Merovinger, Karolinger und ihrer Nachfolger konnten des Goldes an ihrer Kleidung sowie an Schmuck nicht genug haben. Die Folge war ein glänzender Schein, aber eine barbarische, unschöne Erscheinung. Anders in dieser höfischen Zeit. Das verfeinerte Gefühl scheute vor solchem Uebermaß zurück. Es verlangte vom Schmuck vor allem Zierlichkeit und schöne Arbeit, brauchte aber überhaupt so wenig davon, daß es selbst Ohrgehänge für unschön, einer Dame unangemessen hielt. Von der goldenen Verzierung der Kleider ließ man nur leichte Borten um Hals, Handgelenk und den Fußsaum; die einfach gefärbten Stoffe zog man bei weitem jenen gemusterten, golddurchwirkten vor, mit denen die Dame der vorausgegangenen Periode geprunkt hatte. Da aber Unter- und Oberkleid sowie der Mantel regelmäßig von anderer Farbe waren, zuweilen auch das Hemd an den Ärmeln sichtbar war, durch die absichtliche Art des Tragens aber alles dieses sowie nicht minder das Unterfutter und die Verbrämung gesehen wurde, so stand der Trägerin immerhin eine ziemliche Anzahl von Farben zu Gebote, mit denen sie aus sich selber eine sehr farbige Erscheinung machen konnte. Freilich mußte sie auch, um nicht fehl zu gehen, um so viele, in breiten Massen auftretende Farben in Harmonie zu bringen, einen gesunden, richtigen Farbensinn besitzen, und das um so mehr, als ihr, der Herrin — es war das auch bei dem Manne der Fall — die kräftigen und leuchtenden Farben zukamen, die grauen Töne aber, die bräunlichen, die Schmutzfarben nur dem niedern Volk, dem Bauer, den dienstbaren Leuten gehörten.

In der Regel folgte die Farbe dem Schnitte der Kleidung, und so war es damals bei aller modischen Tracht. Man sieht auf den Bildern zuweilen aber auch Damen, deren Kleidung aus breiten schrägen Streifen oder quadratisch oder ähnlich aus wechselnden Farben zusammengesetzt ist. Das sind aber Ausnahmen. Dieses sogenannte Mi-parti trug die Dienerschaft, insbesondere die kriegerische. Es waren zu dieser Zeit die Wappenfarben, und sie wurden an der Kleidung in derselben Figur getragen wie

auf dem Schilde. In dieser Bedeutung trug sie auch der Ritter auf dem Waffenrock (Abb. 125), und so konnte auch zuweilen die Dame aus besonderer Veranlassung und besonderen Gründen sich ihrer bedienen. —

Wenn irgend ein Theil der Toilette an der Verfeinerung und Verschönerung dieser Periode theilnahm, so war es ganz insbesondere der Kopf, der sich ebenso ausgedehnter Pflege wie edlen Schmuckes zu erfreuen hatte. Während die zunächst vorausgegangene Periode das Haar der Frauen meist unter Schleier und Tüchern, selbst unter dem Mantel verdeckt oder es in



125. Getheilte Tracht, s. g. Mi-parti. Papst und König, oder das weltliche und das geistliche Gericht, zu den Seiten Vasallen in getheilter Tracht. 12. bis 13. Jahrhundert. (Aus dem Heidelberger Sachsenspiegel.)

zwei lange, allerdings mit farbigen Bändern oder Goldschnüren umwundene Zöpfe geflochten hatte (Abb. 126), durfte es nunmehr unter der Herrschaft des neuen Geistes frei herabfallen. Im dreizehnten Jahrhundert trugen es schon alle edlen Damen in dieser Weise, und die Zöpfe blieben dem bürgerlichen oder bäuerlichen Stande. Wenn aber auch frei und lang, so ließ man es doch nicht ungeschmückt und ungeordnet, sondern man gab ihm stets die Form höchst kunstvoller, großgeschwungener Locken, mit denen es über Schultern und Nacken herabwallte — gewiß die schönste Form, die man einem reichen Haarwuchs ertheilen kann (Abb. 124, 127 u. a.).

Ueber der Mitte der Stirne war das Haar gescheitelt, und der Scheitel

mußte weiß und schmal sein. So sehr man aber das Haar selbst in seiner Schönheit zur Geltung brachte, so wollte man doch nicht des Schmuckes und konnte nicht aller Kopfbedeckung entbehren. Um das Gesicht vor der Fülle



126. Französische Dame mit Zöpfen, eng anliegendem Rock und langen Hermeln.
12. Jahrhundert, Anfang. (Statue in Corbeil.)

der herüberfallenden Haare zu bewahren, legte man einen Reif herum, den man Schapel, d. i. chapel, chapelet, nannte (Abb. 127, 132, 135). Das konnte nun ein einfaches Band sein oder ein Goldreif, an dem man bald die zierliche Arbeit zu schätzen wußte. Alsdann versah man ihn mit allerlei Zierrath, besetzte ihn mit Steinen und Rosetten und machte wohl ein reiches, diademartiges Gebilde daraus. Ebenso aber galt als Schapel

jeder Kranz von Laub oder natürlichen Blumen, und grade dieser, der schönste Schmuck, ist vielleicht niemals in höherem Grade Sitte gewesen, als eben in dieser Zeit. Die Damen gingen niemals in das Freie, auf die Wiesen, in den Garten, in den Wald — und der nicht sehr behagliche Aufenthalt in den Wohnungen zwang sie um so mehr dazu —, ohne sich Kränze zu winden und das Haar damit zu schmücken.

Neben dem Schapel erscheint als eine zweite Art der Kopftracht oder vielmehr als eine Kopfbedeckung das Gebende (Abb. 119, 127). Als



127. Weißliche Kopftrachten: Ritterliche Damen mit langem Lockenhaar, Schapel und Gebende. Gegen 1300.
(Aus der Manessischen Handschrift.)

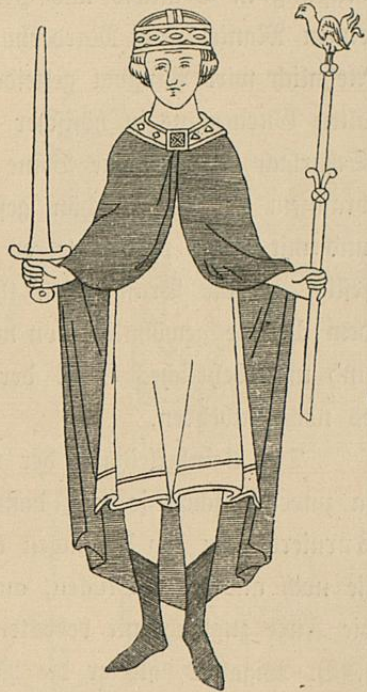
breiter Stirnreif nähert es sich dem Schapel und scheint auch zuweilen mit ihm verwechselt zu werden, doch glich es in seiner gewöhnlichen Form mehr einer festen Haube oder einem Barett. Auf den Bildern erscheint es gewöhnlich in Gestalt einer breiten, oben haubenartig geschlossenen Binde, die häufig am oberen Rande mit Pelz verbrämt ist und nicht selten noch mit Goldschmuck wie mit einem Kronenreif sich verziert findet. Man trägt dieses Gebende frei wie ein Barett auf dem freien Lockenhaar, befestigt es aber auch durch ein Band, das schmal um das Kinn herumläuft. Die Bilder zeigen es am häufigsten von weißer Farbe, aber auch in roth und anderen Farben.

Mit Schapel und Gebende, aber auch ohne dieselben erscheint zuweilen ein Schleier oder ein dichteres Kopftuch, die Risse genannt (Abb. 130).

Während später, vielleicht schon gegen Ende dieser Periode, Schleier und Gebende mehr und mehr der verheiratheten Frau allein zufallen, das Schapel auf dem losen Haar den jungen Damen und Mädchen bleibt, erscheint jetzt noch der Schleier wie eine Zugabe der Zierde oder wie ein Schutz gegen den Einfluß des Wetters und gegen ungehörige Blicke der Neugierde. Er wird darum mit großer Freiheit behandelt; man zieht ihn vor das Gesicht, läßt ihn nachwehen oder schlingt ihn auch wohl wie einen Turban um das Haupt, eine Art, die allerdings schon als Zeichen extravaganter Puzucht galt (Abb. 123). Eine vornehme Dame dürfte sich nicht so gekleidet haben. Mehr noch brauchte man zur Verhüllung die Ripse oder das Rissentuch, dessen sich Ulrich von Liechtenstein bediente, da er im Damencostüm der Frau Venus nicht als Mann erkannt sein wollte. Aber eben dadurch verrieth er sich.

Die eigentliche Zeit dieser verhüllenden Trachten war aber noch nicht gekommen. Die Dame der höfischen Zeit hielt wohl auf feinen Anstand, wie sie denn nicht leicht vergaß, daß sie die Herrin, die Verehrte und Gefeierte war, aber sie brachte der Huldigung des Mannes eine freie und edle Erscheinung entgegen, sie mußte der ritterlichen Galanterie sich würdig zeigen, und sie that es durch Schönheit, Feinheit und Natürlichkeit.

Der Mann seinerseits, der Ritter, suchte ihr darin nahe zu kommen, und er suchte es vielleicht nur allzusehr, denn wie das schon bemerkt worden, sein Aeußeres hatte in dieser Zeit, wider alles Erwarten, eher etwas Unmännliches, etwas Weibliches. Es ging ein völliger Parallelismus her mit der männlichen und weiblichen Tracht. Wie diese sich verändert, so auch jene. Wie das Oberkleid der Frau sich auf die Füße herabsenkt, so auch der Rock des Mannes; wie ihre Kleidung sich um die Hüften einzieht, so



128. König Wilhelm der Rötke von England.
1067–1100. Costüm vor dem Beginn der
Trachtenformen des 12. Jahrhunderts.
(Miniature in Paris.)

auch die feinige; wie sie, die Frau, die freien Locken herabfallen läßt, so auch der Mann, soweit es möglich ist.

Die regelmäßige Tracht des Mannes bestand zu dieser Zeit, um zunächst ihre Bestandtheile kennen zu lernen, in den Beinkleidern mit Schuhen, in Hemd und Rock, wozu unter Umständen der Mantel kam nebst einer Kopfbedeckung, die zum ersten Male in dieser Zeit von wirklicher Bedeutung wird. So bestand die Tracht Gawans als Austausch für seine blutige Rüstung in Beinkleid und Hemd, einem Rock mit Marderpelz gefüttert und einem Mantel nebst Marderhut, und ganz ausnahmsweise noch aus Stiefeln. Ähnlich wird Parzival gekleidet, als er die Narrentracht abgelegt und beim alten Gurnemans in höfischer Zucht und Sitte belehrt worden: mit rothem Scharlach werden seine Beine bedeckt, Rock und Mantel legt er an von braunem Scharlach, schön geschnitten und mit weißem Hermelin gefüttert und mit Zobel verbrämt; er gürtet den Rock mit reichem Gürtel und befestigt an die Brust einen theuren Fürspann. Das Hemd — es ist bei dem Manne gewöhnlich von weißer Leinwand — ist nun ein nothwendiges und unentbehrliches Stück der guten Tracht geworden. Der Bauer kann es noch entbehren.

Die Beinbekleidung der vornehmen Männer ist immer eng anliegend, ja zuweilen schon so eng, daß sie dem Gespötte nicht entging und bei dem Turniere oder den Uebungen einige Gefahr darbot. Der Regel nach bestand sie noch aus zwei Stücken, aus zwei getrennten langen Strümpfen, welche die Füße zugleich mit bedeckten. Es wird das ausdrücklich erwähnt, wie z. B. Wigalois, als er die Rüstung abgelegt hat und sich umkleidet, „zwei Scharlachhosen mit großer Sorgfalt über seine Beine zieht“, oder der Domvogt von Wien, welcher dem auf der Venusfahrt befindlichen Ulrich von Liechtenstein entgegen kommt, „zwei schwarze Hosen an seine beiden Beine legt“. Neben dieser engen Beinbekleidung erscheint aber auch in der niederen Volkstracht die alte weite Leinwandhose, wie sie die Dacier und die Ostgermanen trugen.

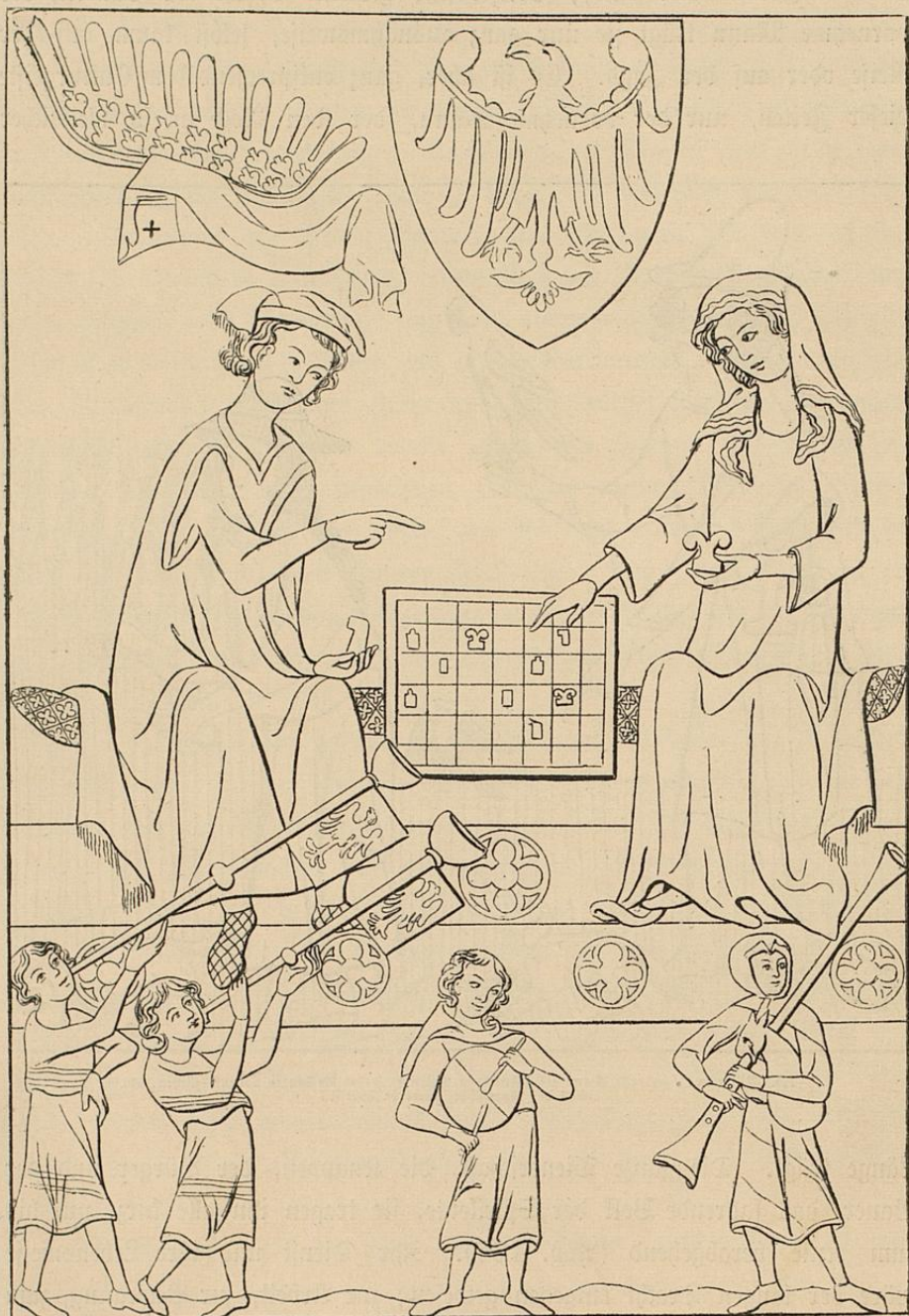
Der Rock, ehemals der kurze altdeutsche oder fränkische Rock, ist nun wie ein weibliches Gewand bis auf die Füße herabgewachsen, doch läßt er diese frei und verhüllt sie nicht wie das Kleid der Frau (Abb. 117, 118, 131). Die Füße sind immer sichtbar und sind in der Regel mit Schuhen

bekleidet (Abb. 129. 130); Stiefel sind gemeine Tracht des Bauern, der vornehme Mann trägt sie nur ganz ausnahmsweise, selbst kaum auf der Reise oder auf der Jagd. Es ist aber, ganz entsprechend dem Culturgeiste dieser Zeiten, nur der vornehme Mann, der den Rock in so weiblicher



129. Ritter in Jägertracht, Dame als Schnitterin verkleidet (daher die langen Foden). Gegen 1300.
(Aus der Manessischen Liederhandschrift.)

Länge trägt. Die ganze Dienerschaft, die Knappen, der Bürger und der Bauer, das fahrende Volk der Spielleute, sie tragen ihn alle kurz, nur bis zum Knie herabgehend (Abb. 130). Ihr Dienst und ihre Lebensweise wäre der langen Tracht entgegen gewesen; zur Arbeit, zur Bewegung, zum Wandern brauchten sie ihn kurz. Der Herr hatte in solchem Falle bei Uebungen und auf der Jagd ein Mittel seinen Rock zu verkürzen. Er



130. Trachten gegen 1300. Unten Spielleute mit gestreiften Farben am Rock; oben Herr und Dame.
(Aus der Manessischen Lieberhandschrift.)

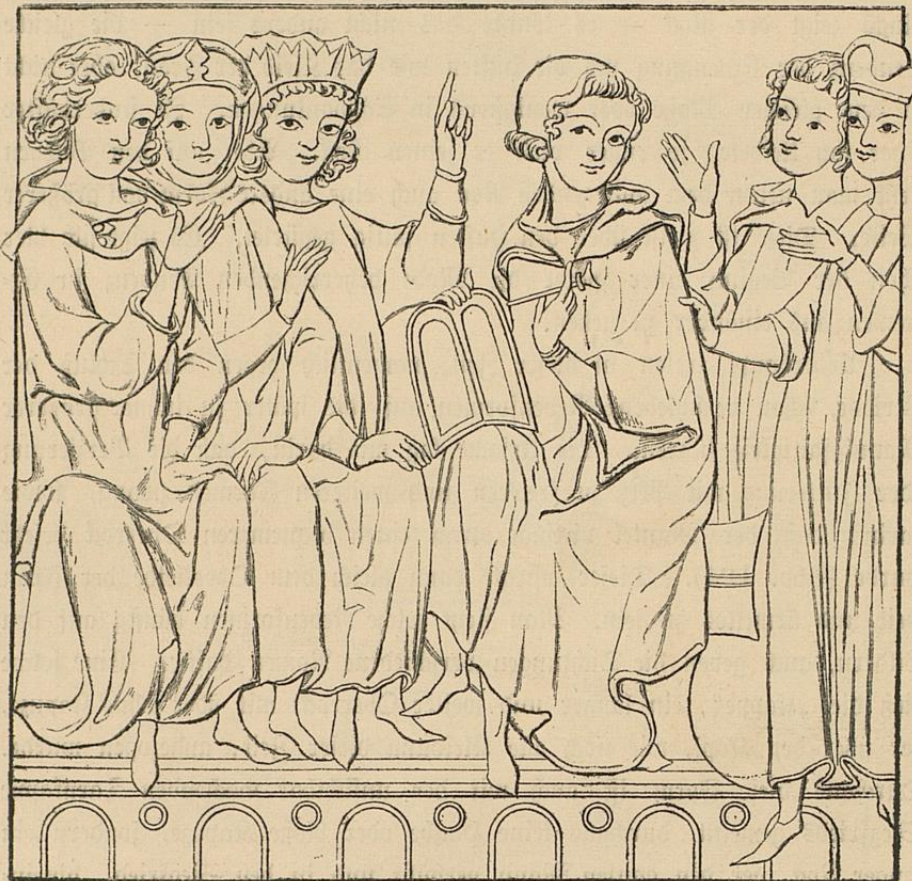
zog ihn über die Hüften in die Höhe und hielt ihn hier mit dem Gürtel, so daß ein Bausch über denselben herüberfiel (Abb. 129).

Die Nothwendigkeit für den Ritter die Glieder frei zu haben war damals gewiß noch eine Ursache, daß er den Rock noch nicht in so gespannter Enge trug, wie es später in mehr stugerhafter Zeit geschah. Allerdings zeigt der Rock — es konnte das nicht anders sein — die gleiche Tendenz der Einengung um die Hüften wie das Kleid der Frau, aber nicht in dem gleichen Maße oder wenigstens in Schwankungen. Je stugerhafter einer sich kleidete, je enger hielt er seinen Rock. Aber auf den Bildern sieht man neben dem anliegenden Rock auch eine andere Form von größerer Weite. Diese ist meist über den Hüften faltig gegürtet. Es zeigt sich hier schon der Beginn einer später die Mode beherrschenden Tendenz in Extremen aus einander zu gehen.

Ueberhaupt treten in dieser Zeit, namentlich gegen den Schluß der Periode, schon verschiedene Nebenformen auf, die später zu immer größerer Mannigfaltigkeit führen. Die Ursache lag mit darin, daß die Verzierung oder Fütterung mit Pelz zu freieren und weiteren Formen zwang, sowie darin, daß der Mantel vielfach durch einen bequemerem Oberrock ersetzt wurde (Abb. 124). Dieser pflegte dann gleich dem Oberkleide der Frau weit und ärmellos zu sein. Man sieht solche Nebenformen häufig auf den Bildern, auch geben die Dichtungen verschiedene Namen dafür. Eine solche hieß die „Kappe“, ein langer und weiter Oberrock, mit oder ohne Kapuze, der über den Kopf, wie noch alle Kleidung dieser Zeit, angezogen wurde. Durchaus diese Form ist auch mit der unsichtbar machenden Tarnkappe Siegfrieds gemeint, durchaus keine Haube oder bloße Kapuze, sondern ein langer Rock, der den ganzen Mann verhüllt und in den Siegfried „hineinschlüpft“, wie der Ausdruck des Liedes lautet (Abb. 131).

Diese verschiedenen Formen des Oberrocks verdrängten aber den Mantel nicht völlig; er erscheint bei dem Manne vielleicht häufiger noch als bei der Frau, und zwar in zweifacher Gestalt. Einmal bewahrt er sich die alte Form, wonach er auf der rechten Schulter, denselben Arm freilassend, geheftet ist. Die modische Form legt ihn aber von rückwärts her über beide Schultern und heftet ihn auf der Brust unter dem Kinn, sei es mit einer Spange, einem Fürspann oder Broche, oder mit den Tasseln

und einer Schnur, wie es bei dem Frauenmantel der Fall war. Ueberhaupt gleichen sich beide, der Männer- und der Frauenmantel, in dieser Form und Art zu tragen so völlig, daß sie auch wirklich einer für den anderen gebraucht werden konnten. So erhält zum Beispiel Parzival, als



131. Vornehme ritterliche Männertrachten (Kapuze mit Kapuze oder Gugel). Gegen 1300.
(Aus der Manesse'schen Liederhandschrift.)

er zum ersten Male auf Monsalvage, dem Schlosse des Grales, sich befindet, einen tadellosen Mantel von arabischer Seide, den die Königin Repanse de Schoi selber getragen hat. Auch dem Stoffe nach waren beide Mäntel gleich; sie waren von feiner Wolle, Seide oder Sammet und mit Seide, Wolle oder kostbarem Pelzwerk gefüttert.

Vielleicht zeigt kein Theil der männlichen Toilette mehr den weiblichen



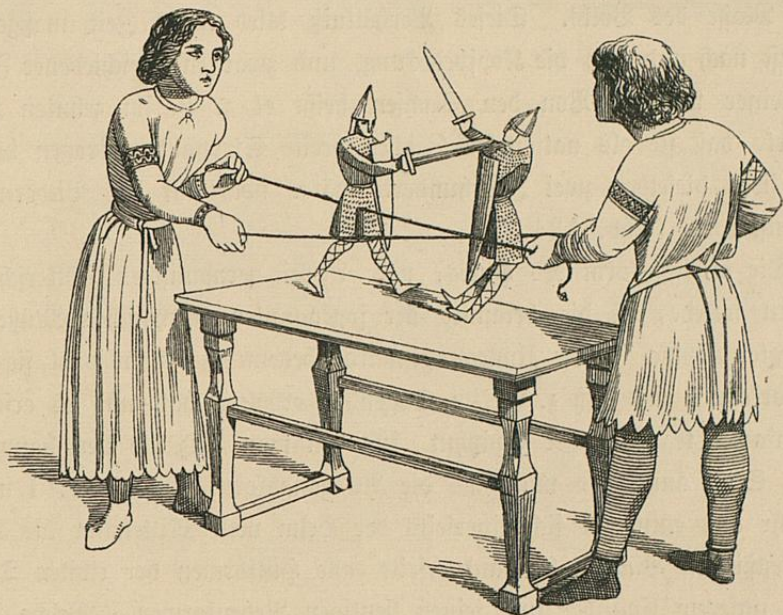
132. Einführungsszene. Ritterliche Trachten gegen 1300. (Aus der Manessischen Niederhandschrift.)

Einfluß in dieser Periode als diejenige des Kopfes. Schon in der vorausgegangenen Zeit war unter dem römischen Einfluß der Bart mehr und mehr verschwunden und nur die fränkische Herrschaft hielt noch eine Zeit lang die fränkische Sitte des Schnurrbartes aufrecht. In der höfischen Zeit fiel auch dieser ganz und gar. Alle vornehmen Herren, alle Galanten, die den Damen huldigen, alle Fürsten und Ritter, die in den heiligen Krieg ziehen, sie zeigen alle ein völlig bartloses, glatt rasirtes Gesicht; so sieht es hervor unter dem Kettengeflecht des Panzerhemdes (Abb. 132), so unter der zierlichen Haube von Seide oder Sammet. Eine Ausnahme machen fast nur einerseits die höchsten Häupter der Christenheit, die wie Friedrich Barbarossa einen kurzen Vollbart tragen, andererseits die Juden und solche Leute, deren Lebensweise sie verhinderte an das Gesicht die nöthige Pflege zu wenden.

Die römische Sitte hätte dazu ein kurzes Haupthaar verlangt, wie es auch in der Zeit der Karolinger und der Ottonen getragen wurde. Allein grade zum Zeichen, daß es nicht der römische, sondern der weibliche Einfluß war, welcher das glatte Gesicht gebot, ließ man das Haar vielmehr lang wachsen und hielt es sogar ganz in ähnlicher Form wie das weibliche Haupthaar. Aus der Stirne nach rückwärts geworfen, fiel es rundum gegen Schultern und Nacken herab. Doch sind die Beispiele vereinzelt, daß man es in voller Länge frauengleich hätte wachsen lassen. Man ließ den Damen dieses Vorrecht, denn die Frauen sind es, wie ein damaliges Sprichwort sagt, „welche lange Haare und kurzen Sinn“ haben. Der Mann mochte schon durch die Rüstung zu einer gewissen Kürzung gezwungen sein. Er schnitt daher das Haar rundum so ab, daß es nirgends voll die Schultern erreichte. Was übrig blieb, genug um heute an dem Manne für ein sehr langes Haar zu gelten, das wurde ganz gleich dem Haare der Frauen behandelt: man gab ihm mit aller Kunst und Pflege, zur Noth mit Salben und Breimen einen schön geordneten Fall in großen welligen Locken. Dies war durchaus die allgemeine Haartracht des vornehmen Mannes im dreizehnten Jahrhundert bis in das vierzehnte hinein, aber nur des vornehmen Mannes, denn es war fast wie in alter Zeit, daß, wer diente, das Haar kurz abgeschnitten trug. So trug es der Bauer, der Leibeigene kurz über den Ohren weggeschoren. Besondere Veranlassung

konnte auch den freien und edlen Mann dazu bewegen. So verlangte zuweilen der Minnedienst dieses Opfer, mit dem sich der Ritter als den Dienstmann oder Sklaven seiner Dame bekannte. Um die schöne Gräfin Guida von Rhodes schnitten sich hundert Ritter die Locken ab.

Wie der männliche Kopf mit diesen Locken ein Nachbild des weiblichen war, so trug er auch denselben Schmuck. Für ihn lag nicht minder die



133. Knabenraucht. 12. Jahrhundert. Marionettenspiel. (Aus dem Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg.)

Nothwendigkeit vor die Fülle der Haare zu bändigen und Stirn und Augen frei zu halten. Der Mann bediente sich daher der gleichen Reife, Kränze und Diademe, die wir unter der allgemeinen Bezeichnung von Schapel bereits haben kennen lernen (Abb. 124, 135). Nicht selten tauschen Herren und Damen diesen Schmuck aus, oder er wandert als Geschenk von einem zur andern. Es ist selten, daß man das Lockenhaar des Mannes auf den Bildern ohne irgend eine derartige Zierde sieht, es sei denn, daß er statt dessen eine Kopfbedeckung trägt.

Eine eigentliche Kopfbedeckung wird erst in dieser Periode von größerer und unerläßlicher Bedeutung für den Mann. So merkwürdig es scheint,

so ist es doch richtig, daß während des ganzen ersten Jahrtausends die Kopfbedeckung bei den germanischen Völkerschaften nur eine Ausnahme gebildet hat. Die Schriftsteller wie die Abbildungen, z. B. diejenigen auf der Trajans- und Antoninsäule, wie die frühesten Miniaturen, bestätigen das in gleicher Weise. Bei den Gothen der Völkerwanderung unterschied man *pileati* und *capillati*, d. h. diejenigen mit dem Hute und diejenigen mit bloßem Kopfe: jene waren die Vornehmsten, die Fürsten, diese die ganze Masse des Volks. Dieses Verhältniß blieb lange Zeit maßgebend, bis erst nach und nach die Kopfbedeckung, und zwar in verschiedener Form, allgemeiner wurde. Von den Sachsen heißt es z. B. im zehnten Jahrhundert, daß sie als nationales Zeichen breite Stroh Hüte getragen hätten. Man sieht dieselben zwei Jahrhunderte später noch auf den Bildern des Sachsenpiegels (Abb. 134. 3).

Die älteste Form des Hutes, wie er bei germanischen Völkerschaften getragen wurde, ist die bekannte der sogenannten phrygischen Mütze mit umgelegter Spitze. Diese Umlegung wurde bedeutungslos, obwohl sie noch spät vorkommt und sich z. B. im Dogenhut erhalten hat, und es erscheint ein einfacher kegelförmiger Spighut, für den man Filz als den hauptsächlichsten Stoff annehmen muß, als die Ausgangsform (Abb. 134. 1 u. 2). Von ihr aus entwickelt sich einerseits der Helm vom Mittelalter bis herab zur preußischen Pickelhaube, andererseits alle Hutformen der civilen Tracht bis zu unserem Cylinder und seinen heutigen Nebenformen. Welche Fülle verschiedenartiger, mannigfacher und seltsamer Gestalten ist aus diesem einen Kern von unscheinbarster Gestalt hervorgegangen!

Zu der Zeit, von welcher wir jetzt sprechen, in der höfischen Periode, hatte der Hut die erste Stufe der Entwicklung bereits überschritten, obwohl nicht gar lange vorher. Als die Normannen England eroberten, trugen sie ihn noch als Helm wie als Kopfbedeckung in ursprünglicher Kegelform, nur mit Eisen beschlagen und mit einer Nasenstange versehen, zuweilen auch mit einem Nackenschirm (Abb. 134. 2). In der höfischen Zeit hat er schon eine Krümpe erhalten; diese Krümpe ist in verschiedener Art aufgebogen und gewährt damit manche elegante Spielform (Abb. 129). Ueberhaupt ist er schon nicht mehr bloß eine Nothwendigkeit, sondern bereits ein Schmuck und ein ausgezeichnete Bestandtheil der männlichen Tracht.

In der Form des Herzogshutes erhält er einen kronenartigen Reif und sonst auch wohl den Schmuck des Schapels. Er wird mit Pelz verbrämt und ganz insbesondere mit Pfauenfedern, bunten und weißen, die ihn ganz bedecken, verziert. So wird er häufig von den Dichtern als Pfauenhut erwähnt, und so sieht man ihn auch auf den Bildern der Manessischen Niederhandschrift (Abb. 134. 4).

Aber der Hut bildete schon nicht mehr die einzige Kopfbedeckung.



134. Männliche Kopftrachten vom 9. bis zum 13. Jahrhundert.
1. Fränkische Helme der Karolingerzeit. 2. Normannische Helme. 11. Jahrh. 3. Sächsischer Strohhut. 13. Jahrh.
4. Pfauenhut der Minnesingerzeit. 5-8. Ritterliche Kopfbedeckungen derselben Zeit.

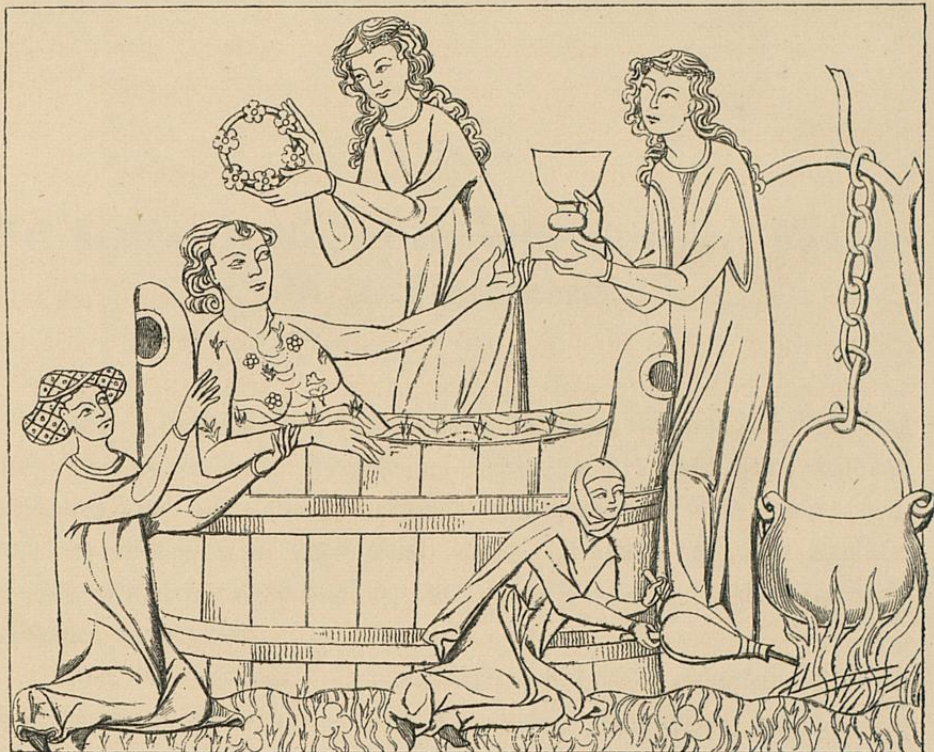
Neben seinen verschiedenen Varianten giebt es eine zweite von ihm unabhängige Art, die mehr dem weichen Barett gleicht, aber ebenfalls verschiedene Nebenformen zeigt. Die gewöhnlichste ist ein runder Kopf mit aufrecht stehendem, handbreitem Rande, welcher bald aus feinem Pelz, bald aus Goldstoff oder farbigem Sammet gebildet ist. Zuweilen erscheint der Rand auch in eckiger Form (Abb. 131). Diese Haube tragen die vornehmsten Personen, Fürsten und Herren, Ritter und Dichter. Hiervon sehr verschieden ist eine andere Form, welche bei den Minnesingern, z. B. bei dem Tannhäuser, vorkommt (Abb. 134. 5 u. 6). Auch sie gleicht wohl

einem weichen Barett, aber aus ihrer Mitte geht schleierartig ein Ueberfall von gewebtem Stoff hervor, welcher Schultern und Nacken bedeckt. Wie es scheint, wurde dieser Ueberfall bisweilen zu Stidereien benützt, wenigstens ist es nur mit dieser Form zu erklären, wenn ein übermüthiger Bauerssohn, der den ritterlichen Stüzer spielen will, seine Haube mit einer ganzen Reihe figürlicher Scenen aus der Sage und dem Leben be-
stücken läßt.

Wie dieser Bauer und viele andere seines Gleichen, zumal in den gesegneten Gegenden Oesterreichs, schon damals allerlei Seltsamkeiten in der Kleidung begannen, so gab es auch wohl einzelne Ritter, welche mit auffälligen Eigenthümlichkeiten ihrer Tracht die späteren Extravaganzen der Mode vorahnen ließen, im Allgemeinen aber wurde in dieser Zeit gerade das Auffallende und Sonderbare von der vornehmen Gesellschaft vermieden. So lange die Frau regierte, herrschte die Zucht, die Wohlankständigkeit in Kleidung und Sitte, wenn auch der Minnedienst selbst manche thörichte Handlungen hervorrief. Man legte den größten Werth auf die Harmonie der ganzen Erscheinung, entsprechend zugleich den Anforderungen des Standes und des Geschmacks. Wer zur höfischen oder ritterlichen Gesellschaft sich rechnete, Herr wie Dame, der mußte stets wohlgekleidet sein und die äußerste Reinlichkeit und Nettigkeit zur Schau tragen. Die Kleidung brauchte nicht reich und kostbar zu sein, es konnte sich jeder nach Stand und Vermögen kleiden, aber sie mußte ebenso sorgfältig gehalten wie gut gemacht sein. So sagt ein alter provençalischer Ritter, ein Kenner des weiblichen Geschlechts und guter Sitte, zu seinen jüngeren Genossen: wenn sie nicht Kleider von gutem Tuch haben könnten, so sollten sie ihre Aufmerksamkeit verdoppeln, daß sie nach ihrem Wuchse gut gemacht würden; sie sollten vor allem gut frisirt und mit guter Fußbekleidung versehen sein, auch sich durch die Reinlichkeit ihres Gürtels, ihres Dolches und ihrer Börse auszeichnen; insbesondere möchten sie eher durchschnittene und zerrissene als aufgetrennte Kleider tragen, „denn diese“, sagt er, „zeugen von Nachlässigkeit, welche ein Fehler ist, jene beweisen bloß Armuth, welche das nie gewesen.“

Wenn man die zahlreichen Abbildungen, die uns in Miniaturen und Sculpturen von den Menschen dieser Periode erhalten sind, durchmustert,

so wird man nicht leugnen können, daß sie, die Menschen, in ihrer äußeren Erscheinung dem Bilde, das man sich von ihnen nach ihrem Leben, nach ihren Dichtungen, nach dem Stande der Bildung in der vornehmen oder ritterlichen Gesellschaft macht, durchaus entsprechen. Mag das Außere des Mannes immerhin etwas Weibliches haben, so ist es doch ein



135. Badescene. Ein ritterlicher Gast von den Damen des Schlosses bewirthet und gebadet. Trachten gegen 1300.
(Aus der Manessischen Niederhandschrift.)

edler Anstand, eine vollkommene Maßhaltigkeit und eine Art der Formen von den dankbarsten Motiven für die Kunst, welche die Hauptcharakterzüge geben.

Das verändert sich nun im ⁴zehnten Jahrhundert, mit dessen Beginn schon der Verfall eintritt. Mit dem Erlöschen der Dichtkunst, insbesondere des Minneliedes, mit dem Untergange dieser ersten und schöneren Epoche des Ritterthums steigt die Frau von ihrem Throne herab. Mit dem Fall

ihrer Herrschaft sind Zucht und Sitte wie aus dem Leben verschwunden, und eine Flut der seltsamsten und abenteuerlichsten Kleiderformen — man braucht nur an Schellen und Schnabelschuhe zu erinnern — bricht über die Welt herein.

Die Schilderung dieser bunten Flut, die bis zu der Zeit der Reformation keinen Stillstand, keine Unterbrechung, nur einen Wechsel kennt, wird der Gegenstand der beiden folgenden Kapitel sein.

3. Kapitel.

Der beginnende Verfall des mittelalterlichen Costüms im 14. Jahrhundert.

Es ist vielleicht keine Zeit schwerer in ihrem Kerne zu fassen als eine solche, in welcher eine Periode der Cultur in Trümmer geht, während gleichzeitig eine neue unter den Ruinen hervorstrebt. Bald glaubt man noch den alten Geist in voller Kraft lebendig zu sehen, bald sieht man ihn gänzlich gebrochen und besiegt von der neuen Zeit, von fremdartigen Neubildungen überwuchert.

Eine solche Periode des Uebergangs vom größten Reichthum der verschiedenartigsten Charakterzüge, von den schroffsten Gegensätzen und den festesten Widersprüchen bietet die Zeit des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts dar.

Zwar das Ritterthum findet wohl neue Nahrung, zumal in den englisch-französischen Kriegen, und es sucht in Turnieren, Waffen und Wappen seine Eigenthümlichkeiten wie eine Kunst oder eine Wissenschaft canonisch festzustellen; an Glanz und Thaten fehlt es ihm nicht. Aber dennoch ist der Geist, der es schuf, von ihm gewichen; von Galanterie und Poesie verlassen, sucht es das Wesen in Aeußerlichkeiten. Es beginnt die Zeit des Faustrechts, der unaufhörlichen Fehden, der Einzelkämpfe von Burg zu Burg. Während damit aber das Ritterthum seine eigene Auflösung

besiegelt, wachsen gleichzeitig die Städte empor und gewinnen an Reichtum und Bedeutung. Die Geschichte beginnt vom Ritter auf den Bürger überzugehen.

Diesen Niedergang des Einen und die Erhebung des Anderen begleitet nun einerseits ein völliger Verfall aller Zucht und Sitte, andererseits eine



136. Dame von einem Grabstein in der Kirche zu Neufchatel. Verbüllende Tracht. 14. Jahrhundert, Mitte.



137. Petrarca's Laura († 1448). Frescogemälde in Vissì. Italienische Dame aus der Mitte des 14. Jahrhunderts.

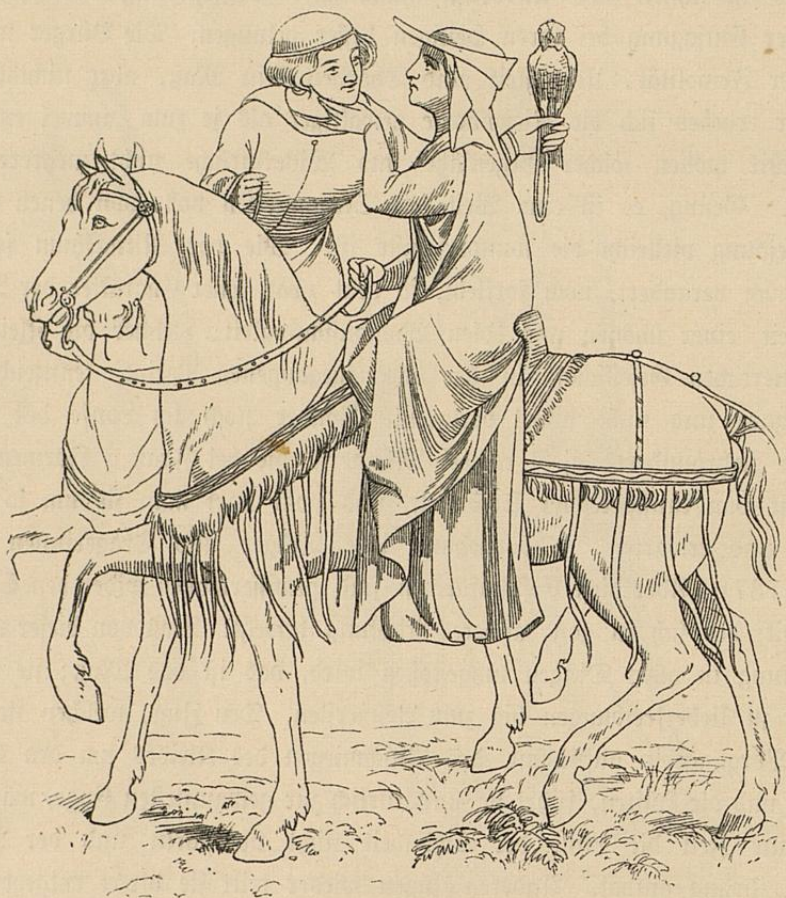
Freiheit und übermüthige Beweglichkeit, die zu den ausgelassensten Zuständen führen. Jede Moral versinkt, jeder Maßstab des Angemessenen und Anständigen geht verloren. Zuweilen scheint es, als ob die Menschheit ganz nach Thorenweise lebe, sich gebärde und sich kleide. Und wiederum, wie recht in Gegensatz, geht das menschliche Gefühl in sich, grübelt und sinnt, schwärmt und kasteiet sich, wird fromm und thut Buße. Neben der lascivsten Mode giebt es Frauen, die hüllen sich in weite, klösterlich unschein-

bare Kleidung, um nur den Blicken der Welt keine Reize zu zeigen (Abb. 136, 153). Die Maler beginnen alle äußeren Dinge der Natur, auf welche sie früher gar keinen Werth legten, mit peinlichster, realistischer Treue nachzubilden, sie steigen aber auch ebenso tief in die Seelen hinab, und niemals ist ihnen der Ausdruck himmlischer Begeisterung oder schwärmerischer Entsagung bei ihren Heiligen besser gelungen. Die Bürger wissen in ihrer Trivoltät, Ueppigkeit und Thorheit kein Maß, aber nichtsdestoweniger erheben sich die Riesendome gewaltiger als je zum Himmel empor.

Wir wollen solcher Gegensätze und Widersprüche nicht mehrere anführen. Genug, es ist eine Welt der Seltsamkeiten voll, von denen allen die Kleidung vielleicht die wunderbarste ist. Wie das Ritterthum selber, wenn auch verändert, noch fortlebt, so geht zwar jener Charakter der Maßhaltigkeit, einer schönen und edlen Wohlanständigkeit, welcher die Kleidung der ritterlichen Gesellschaft in der vorausgegangenen Periode kennzeichnete, nicht ganz und nicht sofort verloren. Immer noch im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts giebt es bei Männern wie bei Frauen Formen des Costüms von kunstgerechter Schönheit, und zwar darf man sie um so eher suchen und erwarten, je vornehmer ihre Träger und Trägerinnen sind (Abb. 137). Aber diese Costümformen sind gewissermaßen wider den Strom der Zeit, der sich in ganz anderer Richtung bewegt. Was von dieser neuen Strömung in allen Dingen umgestoßen wird, das ist das Maß; sie strebt immer zu Uebertreibungen bis zum Aeußersten. Den Zug, welchen sie von ihrer Vorgängerin aufnimmt, das Anschmiegen des Kleides um den Oberkörper und die Hüften, führt sie unnatürlich zur gespanntesten Enge, während jene alte Zeit die Linie der Schönheit nicht überschritt und der Natur keinen Zwang anthat. Anderen Zügen wieder tritt sie direct entgegen: so verwandelt sie die lange Kleidung des Mannes in eine Kürze, die schließlich nur das Allernothwendigste übrig läßt. Ganz vor allem trachtet sie den einfachen Formen der höfischen Zeit gegenüber (Abb. 138) nach dem Sonderbaren und Auffallenden, das dann bald den Charakter völliger Narrheit, und mit vollem Bewußtsein, annimmt.

Solches Streben mußte denn eine Fülle der verschiedenartigsten Formen neben einander hervorrufen, eine charakteristische Erscheinung, von welcher die früheren Zeiten keine Ahnung hatten. Sie liegen zwar alle in der

allgemeinen Strömung, die sich nicht verleugnet, aber der individuelle Kopf hatte soviel Freiheit das, was die Zeit bot, nach seinem Belieben zu benützen und umzuwandeln, daß man nicht weiß, wer mehr daran theilhat, er selbst oder der Zeitgeist. Jeder Einfall scheint Berechtigung zu haben.



138. Jäger und Jägerin. Anfang des 14. Jahrhunderts. (Von einem Spiegelrahmen.)

Und wie die Formen kommen und ihre Nachahmer finden, ebenso schnell verschwinden sie auch wieder, um neuen Formen Platz zu machen.

So entsteht zum ersten Male in dieser Zeit — es läßt sich die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts und das Ende der großen Pest, des schwarzen Todes, als der Beginn festsetzen — dasjenige, was wir heute mit dem Begriff der Mode verbinden, nämlich der schnelle Wechsel der Trachtenformen

zugleich mit ihrer Herrschaft über alles, was sich in der civilisirten Welt zur besseren Gesellschaft rechnet. Man wußte das auch damals sehr wohl und betrachtete diese Dinge als einen höchst wichtigen Factor. Die i. g. Limburger Chronik berichtet seit dem Jahre 1350 wie eine Modezeitung über alle neuen Moden, und zum Jahre 1380 erzählt sie, daß schon die Schneider wechselten wie die Moden. „Wer heuer war ein guter Schneider, der taugt jetzt nicht eine Fliege mehr, also hatte sich der Schnitt verwandelt in diesen Landen und in so kurzer Zeit,“ sagt sie.

Es hat sich im Französischen aus dieser Zeit ein Büchlein erhalten, dessen Inhalt die Ermahnungen eines Ritters aus alter Schule an seine Töchter bilden. Aus ihnen sieht man, wie weit der Modegeist in diesem Sinne bereits vorgeschritten war. Dieser Ritter de la Tour-Landry warnt seine Töchter vor demselben. „Ahmt nicht die Frauen nach,“ sagt er, „welche, wenn sie ein Kleidungsstück von neuem Schnitte sehen, zu ihrem Manne sagen: O wie schön! Mein Lieber, ich bitte dich, laß mich es haben! — Wenn der Mann entgegnet: Meine *chère*, die Frauen, welche für verständig gelten, die und die tragen es nicht, so antworten sie hartnäckig: Was macht das? wenn eine es trägt, kann ich es auch wohl haben.“ Ja es ist schon ausdrücklich von der „laufenden Mode“ die Rede, und eine Dame findet Tadel, wenn sie nicht nach derselben gekleidet ist. Andererseits spricht aber auch der individuelle Geschmack ein Wort mit, doch darf er sich nicht zu weit von der herrschenden Form entfernen. So erzählt der Ritter de la Tour, wiederum zur Warnung seiner Töchter, von einer jungen und hübschen Dame, die am Kopfe ganz verschieden von den anderen gekleidet war; ein jeder betrachtete sie, als ob sie ein wildes Thier wäre. „Ich näherte mich ihr, sagt der Erzähler, und fragte: Meine Liebe, wie nennen Sie diese Mode? — Sie antwortete mir, man nenne sie Galgencoiffüre. — O mein Gott, antwortete ich, der Name ist nicht schön. — Die Neuigkeit verbreitete sich alsobald im Saal, jeder wiederholte den Namen Galgencoiffüre, und alle lachten viel über die arme Dame.“ —

Mit der Entstehung der Mode nach ihrer vollen modernen Bedeutung tritt zugleich eine andere mit ihr verknüpfte Thatsache ins Leben, nämlich der besondere und ausgezeichnete Ruf, dessen sich die Franzosen in dieser Beziehung heute erfreuen und, wie wir sehen, seit Jahrhunderten, seit den

Zeiten des Mittelalters sich erfreut haben. So heißt es von ihnen in einer Verordnung: „Es ist dem Könige vorgestellt worden, daß von allen Nationen der Erde keine so entartet ist, keine so veränderlich, so anmaßend, so maßlos und unbeständig in der Kleidung wie die französische, und daß man vermittlest der Kleider nicht mehr den Stand und Rang der Leute erkennt, ob sie Prinzen sind oder Edelleute oder Bürger oder Handwerker, weil man es duldet, daß jeder nach seinem Vergnügen sich kleidet, Mann wie Frau, in Gold- oder Silberstoff, in Seide oder Wolle, ohne Rücksicht auf seinen Stand zu nehmen.“

Der Vorwurf, der hier die Franzosen trifft, gebührte damals ziemlich allen Völkern in gleichem Maße; Deutsche und Engländer standen kaum hinter ihnen zurück, und sie verstanden es noch eigene, allerdings aus dem allgemeinen Geist hervorgegangene und daher verwandte Modiformen zur Geltung zu bringen. Indessen die schöpferische Beweglichkeit der Franzosen auf diesem Gebiete trat damals zum ersten Male hervor, und nicht lange darnach, schon im fünfzehnten Jahrhundert, standen sie an der Spitze.

So konnte es geschehen, daß die Franzosen die ersten waren, bei welchen die Modesucht gesetzliche Zwangsmaßnahmen zu ihrer Einschränkung hervorrief. Solche Modegesetze oder Kleiderordnungen, wie sie gewöhnlich genannt werden, begleiten nun als eine ebenso charakteristische Erscheinung diese ganze Periode des Luxus und der Entartung und gehen vereinzelt noch darüber hinaus. Als königliche Verordnungen beginnen sie in Frankreich schon am Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Das erste Gesetz datirt vom Jahre 1294. Dann folgt sofort Italien; Deutschland, soviel wenigstens veröffentlicht ist, erst ungefähr ein halbes Jahrhundert später, um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Nach den Verhältnissen des Landes sind es hier in Deutschland nicht kaiserliche oder Reichsverordnungen, welche sich der Sache annehmen, sondern die einzelnen Städte, hierin souverän, beginnen jede für sich. Die regierenden Herren sind väterlich um das Wohl ihrer Mitbürger besorgt. Es sind daher auch nur die Bürger, die zunächst von diesen Verordnungen betroffen werden, wie denn in der That es in den Städten war, wo der größte Kleiderluxus herrschte. Erst sehr viel später wurde der Adel in diese Gesetzgebung hineingezogen, und zwar that er es für sich selber durch Uebereinkommen bei Gelegenheit der Turniere,

um nicht durch großen Prunk den Besuch derselben für den ärmeren Ritter unmöglich zu machen. Das deutsche Reich als solches nahm erst im Jahre 1496 Notiz von dieser Angelegenheit und stellte auf dem Reichstage einige Grundsätze zur Nachachtung auf.

Bei allen diesen zahllosen Verordnungen, die sich immer wiederholen, weil der Natur der Sache nach die Wirkung eine problematische ist, handelt es sich kaum so sehr um die Verschwendung und ihre Unterdrückung als vielmehr, wie das schon in der erwähnten französischen Verordnung hervortritt, um den Unterschied der Stände. Der Luxus drängte von unten herauf, vom Bauer und vom Bürger, die es den Adligen gleichthun wollten und es um so mehr vermochten, als sie selbst im Aufstreben und in Zunahme des Wohlstandes begriffen waren. Den Oberen, und ganz insbesondere den regierenden Herren in den Städten, den herrschenden Geschlechtern lag es daran, diese Unterschiede aufrecht zu erhalten. In dieser Richtung werden die Gesetze immer ausführlicher und bestimmter, immer jedoch mit demselben Mangel an Wirkung. Da die Strafen in Geld bestanden, welche zuweilen auch die Schneider und Schuster trafen, so war es nur eine Auflage, welche den Luxus vertheuerte, aber nicht verhinderte. Was die Gesetze verbieten, das wurde sicherlich getragen. Und so sind denn die Kleiderordnungen eine vorzügliche Quelle der Costümgeschichte und eine Controlle der zahllosen Abbildungen, die aus dieser Zeit noch vorhanden sind. Beide zusammen lassen alle Veränderungen so genau verfolgen, wie es heute mit den Modejournalen möglich ist. —

Wir haben mit dem Ende des dreizehnten oder dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts die männliche Kleidung verlassen, wie der Rock, das Hauptstück derselben, mit einer beschränkten Neigung sich an den Oberkörper anzuschmiegen, seiner Länge nach bis gegen die Füße herabgewachsen war. Die Richtung der neuen Zeit übertreibt nun die eine Neigung, die Enge, und setzt der zweiten das andere Extrem, die Kürze, entgegen. Im dreizehnten Jahrhundert hatte der lange Rock den Herrn, der kurze den Diener erkennen lassen, im vierzehnten wird es umgekehrt. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts war der Rock bei allen Herren oder bürgerlichen Stützern, bei der Jugend insbesondere, so kurz geworden, daß er nicht mehr das Knie erreichte (Abb. 139 ff.). Er hatte selbst die Tendenz

sich in westenartige Jacke zu verkleinern. Zwar traten die Kleiderordnungen dem noch entgegen, indem sie ein bestimmtes Maß der Länge vorschrieben. Die Speierer von 1356 wollte ihn noch bis zu den Knien haben, eine Straßburger um 1370 ließ ihn schon eine Viertelelle über der Kniescheibe enden. Aber diese und andere Vorschriften konnten so wenig der Kürze wie der Enge eine Gränze setzen.

Die Enge war den Zeitgenossen selbst noch auffallender. Bei der Frau einigermaßen erklärlich, erscheint sie gar absonderlich bei dem Manne, zumal in einer Zeit, wo Ritter und Bürger, Geschlechter und Handwerker die Waffenübung betrieben und zu Schutz und Trutz persönlich gerüstet sein mußten. In der That litt die ritterliche Uebung darunter; Laufen, Springen, Werfen und all dergleichen, so wird ausdrücklich bemerkt, sei unmöglich, wenn die jungen Ritter sich vorn und hinten mit Riemen bänden, daß sie starr und steif wären wie Holzscheite.

Anfangs gab man dem Rocke — es war übrigens mit der Beinkleidung nicht anders in Bezug auf die Enge — einen solchen Schnitt, daß er sich allenthalben um Arme, Brust und Hüften völlig genau und faltenlos anlegte. Man stieß dabei auf ein Hinderniß, welches beseitigt werden mußte. Wir erinnern uns, daß die alte Tunica und ebenso der alte deutsche Rock über den Kopf (hemdartig) angezogen wurden. Das war nun sehr schwierig bei so großer Enge. Da kam man auf den Gedanken, den Rock vorn von oben und unten her ein wenig aufzuschneiden und den Aufschnitt mit Knöpfen zu besetzen. Angezogen ließ er sich dann nur um so enger spannen. Das Mittel erschien probat, und so ging man weiter und schnitt ihn alsbald in seiner ganzen Länge auf (Abb. 139—141). Das war eine Radicalsur, die aber auf einmal die antike Form in die moderne verwandelte, die Tunicaform in diejenige Rockform, welche der Mann noch heute trägt. Damit war auch die Art des Anlegens verändert: aus dem Ueberziehen, d. h. über den Kopf, war ein wirkliches Anziehen geworden. So ist in der That der heutige Rock des Mannes mit allen seinen Nebenformen von Frack und Paletot entstanden, und er ist so in Wirklichkeit auf den altgermanischen Rock und die römische Tunica, die sich vereinigten, zurückzuführen.

Diese Neubildungen des männlichen Rockes bezogen sich sowohl auf

den unteren wie auf den oberen. Es war allerdings nicht nothwendig, beide zu tragen, so wenig in dieser Zeit wie in der höfischen, aber sie kommen doch beide zusammen oft genug vor, umso mehr als der obere Rock immer häufiger den Mantel zu ersetzen hatte. Alsdann sind gewöhnlich die Ärmel des oberen Rocks verkürzt, um den unteren sichtbar zu machen. Der obere wird aber dadurch entschädigt, daß seine Ärmel, nunmehr offen, von den Schultern oder den Ellbogen herabwachsen und frei herabfallen, nicht selten bis auf den Boden hinab. Dem Stuzer fiel es auch zuweilen ein diese hängenden Ärmel durch allerlei Schnürlenwerk oder Passementerie



139. Jägergruppen. Enge Gugeltracht. Nach der Mitte des 14. Jahrhunderts. (Aus „König Morus“.)

arbeit zu ersetzen. Er liebte überhaupt solchen Behang, und zu dem Ende begann er schon früh im vierzehnten Jahrhundert das, was ihm unten vom gekürzten Rock noch übrig blieb, in Zacken oder hängende Lappen zu zerschneiden, eine Mode, die auch auf andere Kleidungsstücke überging und als sogenannte Zatteltracht gegen Ende des vierzehnten und im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts eine überaus bizarre Modeerscheinung bildete (Abb. 140, 141, 154).

Der Stuzer fand aber auch mit dieser Kürze und Enge noch im vierzehnten Jahrhundert sein volles Gegenbild, das an Weite und Länge nichts zu wünschen übrig ließ; doch bevor wir das betrachten, wollen wir jene, die eigentliche und am meisten charakteristische Tracht erst zu Ende

führen, denn sie gehört harmonisch zusammen vom Kopfe bis zum Fuße. Es sei nur obenhin erwähnt, daß die Knöpfe, welche eine gewisse Nothwendigkeit hervorgerufen hatte, wiederum zu einem Schmucke wurden, den man mit gleicher Bizarrierie verwendete. Manche, sagt eine böhmische Chronik zum Jahre 1367, trugen ihre fünf oder sechs Schock Knöpfe. Es gehörte



140. Gugel- und Zatteltracht. 14. Jahrhundert, 2. Hälfte.
(Miniature in Paris.)



141. Vornehme Männertracht mit Gugel und
hängendem Gürtel, französisch 1360–1370.
(Miniature in Paris.)

aber zu diesem kurzen und gespannten Rocke eine ebenso gespannte Beinbekleidung, aus einem Stück für Füße und Beine bestehend. Sie lag tricotartig an. Aber das war nicht genug. Der Enge und Kürze lag, bewußt oder unbewußt, die Tendenz zu Grunde den Körper so lang und schlank wie nur möglich erscheinen zu lassen, ihn förmlich in die Länge zu strecken und auszudehnen. Zu dem Ende verlängerte man die Fußbekleidung und ließ sie spitz und lang in einen Schnabel auswachsen, von dem wir später werden zu reden haben.

Ungefähr dasselbe wie mit dem Fuß geschah mit dem Haupte; es fand eine höchst seltsame Verlängerung an demselben statt. Es geschah zu dieser Zeit, daß ein Kleidungsstück in die Mode aufgenommen wurde, welches, obwohl schon antiken Ursprungs, bis dahin nur vom niedersten Volk und von den Mönchen getragen worden. Das war die Kapuze oder wie sie damals genannt wurde, die Gugel, vom lateinischen cucullus, davon alle die verschiedenen Ausdrücke sich ableiten, Kogel und Kugel, Gogel und Gugel;



142. Gugeltracht niederer Stände. Feldarbeiter aus dem 14. Jahrhundert. (Miniature in Brüssel.)

selbst Gaukler scheint damit verwandt zu sein, denn das ganze fahrende Volk der Spielleute und Possenreißer trug sie und nicht minder die Narren. Dann findet sie sich in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts bei den Arbeitern auf dem Lande, bei Reisenden und Jägern, und auf der Jagd trugen sie Herren wie Damen (Abb. 142, 139). Nunmehr aber, wie überhaupt das ganze bizarre Stückerthum von unten herauf kam, wurde sie vornehme Mode. Ihr niederer, gemeiner Ursprung war so wenig ein Hinderniß wie ihre Form, die doch in ihrer unschönen, verhüllenden Art im höchsten Grade unelegant erscheint. Aber grade das war recht.

Die Gestalt, in welcher sie jetzt von der vornehmen Welt angenommen wurde (Abb. 141, 143, 144), war die eines selbständigen Kleidungsstückes, welches mit seiner unteren Hälfte Hals und Schultern umschloß und mit der eigentlichen Kapuze, die auf den Kopf gestürzt wurde, nur das Gesicht frei ließ. Auch dieses geschah nicht immer. Denn wie man die Öffnung der Gugel von der Brust bis zum Kinn zuknöpfte, so ging man



143. Enge Tracht. Herr mit Gugel und hängendem Gürtel. 14. Jahrhundert, nach der Mitte.
(Miniature in Paris.)

weiter und knöpfte sie auch vor dem Gesichte zu bis zu den Augen. Wenn man dann reden oder essen und trinken wollte, so mußte man sie freilich aufknöpfen.

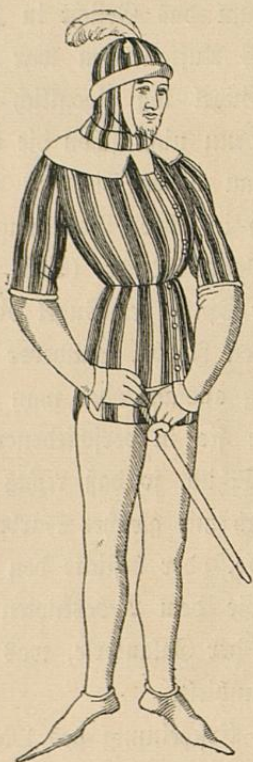
Ueber dem Haupte nun ragte sie mit der Spitze hoch in die Höhe. Diese Spitze aber wurde verlängert und fiel dann nach hinten wie ein Schwanz herab. Die Kleiderordnungen gaben sich alle Mühe ihre Länge zu beschränken, konnten aber nicht hindern, daß sie nicht bloß den Rücken, sondern selbst bis auf den Boden herab fiel. Die Speierer Ordnung von

1356 gestand bereits eine Länge von anderthalb Ellen zu, nur durfte der Schwanz weder gedreht noch die Gugel zerschnitten sein.

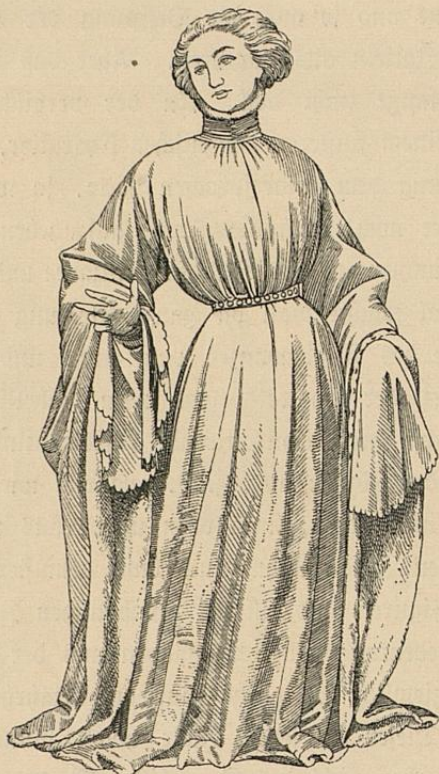
So gab es denn Schwänze an den Füßen, Schwänze am Haupte und Schwänze an den Armen oder den Händen, denn die Ärmel wuchsen zuweilen lang über die Hände hinweg, so daß man sie zurückschlagen mußte, um die Hände gebrauchen zu können. Und dazu wurden alle Säume und so auch die Oeffnung der Kapuze um das Gesicht in Zacken oder Zatteln ausgeschnitten. Aber das Maß des Auffallenden war damit noch lange nicht voll. In der verhüllenden Gugel lag eigentlich etwas von einem finsternen mönchischen Charakter, aber wenn nicht schon die übrige Kleidung dem widersprochen hätte, so wußte man diesen Eindruck insbesondere noch durch die Farbe aufzuheben. Auch in dieser Beziehung war man immer auf das Seltsame, Bizarre und Auffallende bedacht. (Abb. 144.) Einmal machte man die ganze Kleidung von der Spitze der Gugel bis zur Spitze des Fußschwanzes von einer und derselben Farbe, entweder ganz schwarz oder ganz roth, was denn diabolisch genug ausjah, oder man nahm möglichst grell contrastirende Farben und theilte sie in verschiedener Art über den Körper aus, z. B. quadriert wie einen Schild, so daß rechts oben und links unten, links oben und rechts unten sich mit gleicher Farbe entsprachen. Man nahm auch bunt gemusterte Stoffe, oder bestickte den Stoff mit Figuren und allerlei symbolischen Zeichen wie dem Liebesknoten oder mit bedeutungsvollen Buchstaben aus der Sprache der Galanterie, was alles noch ziemlich das ganze fünfzehnte Jahrhundert anhielt.

Dieser in jedem Falle höchst wunderlichen Erscheinung des Mannes fehlte aber nicht das Gegenbild. Wenn es bei der unteren Kleidung, d. h. dem gewöhnlich getragenen Rock, durchaus auf Kürze und Enge abgesehen war und auch der obere Rock vielfach dieselbe Tendenz zeigte, so hatte dieser doch gleichzeitig eine Fülle von Nebenformen von grade entgegengesetzter Richtung, wofür es in der Modensprache von damals verschiedene Namen gab. Der gewöhnlichste ist Trappert. Bald bleibt er kurz und reicht eben nur bis auf die Hüfte, liegt aber um Brust und Arme in weiter, faltiger Masse und zeigt kostbaren Pelzbesatz. Dann aber reicht er lang und weit wie ein orientalischer Kaftan bis auf den Boden herab und ist um die Hüften faltig gegürtet. Diese lange und weite Oberkleidung herrschte be-

sonders in England in den letzten Jahrzehnten des vierzehnten Jahrhunderts und noch im Anfange des folgenden (Abb. 145, 146). Die vornehmen Engländer dieser Zeit sind uns aus Shakespeare's Königsdramen, aus Richard II., Heinrich IV. und Heinrich V., hinlänglich geläufig, wir denken aber wenig daran, welche weibliche Figur sie machten mit ihren langen und



144. Vornehme Herrentracht mit bunten Farben und Äugel. Französisch. 1360–1370. (Miniature in Paris.)



145. Vornehme französische Herrentracht (lange und weite Tracht). Ende des 14. Jahrhunderts. (Miniature in Paris.)

weiten Gewändern vom kostbarsten, pelzgefütterten Sammt und Seidenstoff, deren Säume und weite offene Ärmel, in lange Zatteln ausgezackt, auf dem Boden nachschleppten. Diese Röcke hatten hohe, pelzbesezte Halskragen, die den mit faltiger, stoffreicher Haube bedeckten, bartlosen Kopf steif hielten oder auch wunderlicher Weise vom Kinn einen Vocksbart starr heraustrieben.

Das war auch eine Wunderlichkeit dieser Zeit, was man mit dem Haare anfang. Man kann annehmen, daß durch das ganze Mittelalter die

Bartlosigkeit des männlichen Gesichts die Regel ist und bleibt. Sie war so sehr mit den Begriffen von Wohlstandigkeit verwachsen, daß eines der Luxusgesetze dieser Zeit den Bart gradezu verbietet. Auch kommt es vor, daß einer, der in Schande verfällt, sich den Bart nicht scheeren darf, und ein anderer, der sich beleidigt und entehrt glaubt, den Bart wachsen läßt, bis er gerächt worden. Aber grade in dieser Zeit, welche den Widerspruch liebt, trat der Bart zeitweilig in Mode. So sagt Hagek's böhmische Chronik

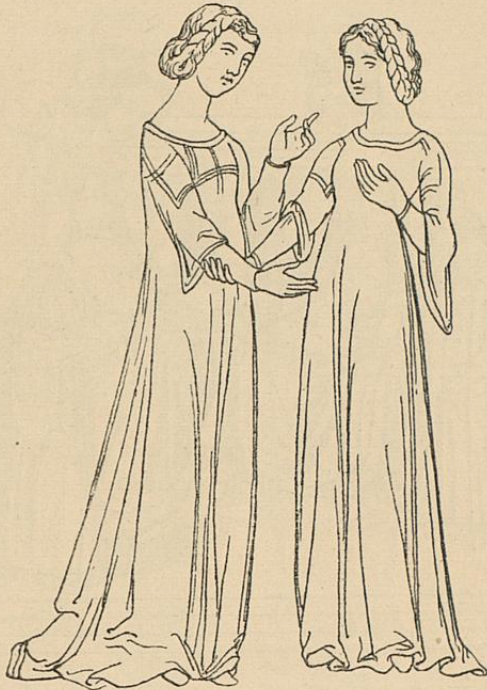


146. Vornehmste (königliche) englische und französische Tracht vom Ende des 14. Jahrhunderts.
(Miniature in Paris aus „Tristan und Isolde“.)

schon zum Jahre 1329, als Böhmen unter dem Scepter der Luxemburger stand: „Da fingen auch die Ritter an lange Bärte zu tragen, da man sich vorher glatt trug, auch trugen etliche Knebel, den Hunden und Raken gleich nach heidnischer Art.“ Eine häufigere Erscheinung aber ist der Schnurrbart, den seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bis in den Anfang des fünfzehnten viele ritterliche Herren in Deutschland getragen haben, wie man auf ihren Grabsteinen sieht, so z. B. der deutsche König Günther von Schwarzburg. Die Mode ging aber vorüber. Nach dem Anfange ist durch das ganze fünfzehnte Jahrhundert völlige Bartlosigkeit durchaus die Regel.

Der hohe und steife Kragen, der mit der langen, schleppenden Kleidung der Herren eine Weile in Mode stand, veranlaßte auch, daß man das Haar über den Ohren kurz abschnitt. „Da ging es an,“ sagt die Limburger Chronik zum Jahre 1380, „daß man nicht Haarlocken und Zöpfe trug, sondern die Herren, Ritter und Knechte trugen gefürte (gefürzte) Haare oder Krullen, über die Ohren abgeschnitten. Da das die gemeinen Leute sahen, thaten sie es auch.“ Auch das war nur eine Ausnahme. Die Regel blieb das Haar in gewisser Länge wie früher zu tragen. Aber man ließ es nicht in der einfach edlen Form weniger und großer Locken, sondern behandelte es weit künstlicher, stutzerhafter, der Richtung der Zeit gemäß. Die genannte böhmische Chronik berichtet folgendes: „Anderer aber, damit sie ihre Mannheit lästerten, nahmen weibischen Gebrauch an, trugen lange Haare, kämmten und bleichten dasselbe naß an der Sonne. Etliche, die vor anderen berufen und schön sein wollten, nahmen dann ein heißes Eisen, welches sie *calanistrum* nannten, brannten und drehten ihr Haar daran, und je schöner einer das konnte, je schöner er sich zu sein bedünkte.“ Die Bilder sind mit diesen Angaben in völliger Uebereinstimmung. Man sieht den Köpfen fast immer die Kunst an, die an sie verwendet worden. Bald fällt das Haar den Herren wellig auf Schultern und Rücken herab (Abb. 149), bald ist es in gleicher Länge glatt gestrichen, bald sammelt es sich in dichten kleinen, krausen Locken um den Kopf, bald wieder starrt es steif ab in absichtlich künstlicher Wildheit. In diesen Frisuren konnte es eines gewissen Haltes nicht entbehren, und so blieb die alte, aus der höfischen Zeit überkommene Mode der Schapel, d. h. der Kränze, Bänder und Reife, in welche letzteren man Blumen, bunte Federn und anderen Zierat steckte, was auf dem langen, gesalbten Haar gar zierlich stand. Die Mode war umsomehr nothwendig, als die Gugel doch nicht immer getragen werden konnte. Dazu noch war diese eine, wenn auch lange andauernde, doch vorübergehende Mode, die denselben Weg zurücknahm, den sie gekommen war, nämlich von den höchsten Höhen der Gesellschaft herab zu Bürgern und Bauern, zu Kaufleuten, Reisenden und wanderndem Volk, um endlich den Narren zu bleiben. Durch Jahrhunderte verschwunden und verschollen, feiert sie erst in den allerjüngsten Tagen wieder eine kleine Auferstehung. —

Selbstverständlich konnten die Frauen an solcher Stückerhaftigkeit, wie sie die männliche Tracht im vierzehnten Jahrhundert zu erkennen gab, nicht unbetheiligt bleiben. Dennoch geht der Mann diesmal mit Entschiedenheit voran; die Frau folgt, aber in bescheidener, minder auffallender Weise. Es finden sich sogar noch während des ganzen vierzehnten Jahrhunderts weibliche Erscheinungen, die ganz an die maßvoll edlen Gestalten



147. Vornehme italienische Damen um die Mitte des 14. Jahrhunderts.
(Miniature in Paris.)

der Damen der höfischen Zeit erinnern. So besonders in Italien, wo so eben die Frührenaissance fast schüchtern in die erste zarte Blüthe tritt (Abb. 137, 147). Aber sie sind doch Ausnahmen, wenigstens seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts und zumal nordwärts der Alpen, wo die extravagante Modelaune Frankreichs voranzuschreiten beginnt. Die Menge folgt dem Geiste der Zeit, der, wie das auch bei den Männern geschah, die bisher eingeschlagenen Richtungen zum Extrem trieb oder auch in ihr Gegentheil verkehrte.

Ersteres geschah z. B. bei der Einengung der Kleider um den Oberkörper und die Hüften. Dieses Bestreben hatte schon, wie wir das des Näheren gesehen haben, die höfische Zeit gehabt; sie hatte das weite, faltenreiche Kleid der Vorzeit der Form des Körpers angepaßt, aber sie hatte diese Tendenz nicht weiter getrieben, als es Bequemlichkeit, sowie Schönheit und Natürlichkeit des Wuchses erlaubten. Nun aber erhebt sich das Bestreben nicht bloß einen schönen Wuchs, sondern eine kleine Taille zur Geltung zu bringen (Abb. 148, 149).



148. Französische Damen (enge Tracht) und Kinder. Gegen Mitte des 14. Jahrhunderts.
(Miniature in Paris.)

Zu dem Zwecke begnügte man sich nicht mehr damit das Kleid selber einzuschnüren oder mit Hilfe der neuen Mode zahlloser Knöpfe, die eng aneinander saßen, möglichst scharf anzuspannen, sondern, wie es scheint, erfand man dafür bereits eigene Kleidungsstücke. So schreibt der Rath zu Straßburg im Jahre 1370 Folgendes vor: „Hinfüro soll sich keine Frau mehr schürzen mit ihren Brüsten, weder mit Hemden noch gebrüsen (d. i. geschnürten) Röcken, noch mit irgend einem anderen Gefängniß.“ Die Zeit des Corsets, das man wohl zu Zeiten ein Gefängniß nennen konnte, war allerdings noch nicht gekommen. Indessen verbietet die Ulmer Kleider-

ordnung von 1426 sammtne oder seidene „Preiße“, welches Wort von brisen, d. i. schnüren, abzuleiten ist. Auch war die Sache soweit gediehen, daß eine Dame sich nicht mehr selber zum Ankleiden genügte, sondern eben zur festen Schnürung der Hilfe einer zweiten Person bedurfte.

Wurde mit solchen Mitteln bereits eine hinlänglich kleine Taille hergestellt, so war der Gürtel, der übrigens schon in der höfischen Zeit nicht



149. Deutsche Trachten nach der Mitte des 14. Jahrhunderts.
Elisabeth († 1368) und Ulrich († 1369) von Erbach. (Grabstein in Erbach.)

immer getragen worden, überflüssig. So wurde er zu einem bloßen Schmuck (Abb. 140, 141, 149, 154), der meistens aus Metallplatten zusammengefügt wurde und höchstens einen Dolch oder eine Tasche zu tragen hatte, oder auch, wie wir noch erzählen werden, klingende Schellen. Erweitert, fiel er locker schräg auf die Hüften herab. So trugen ihn unter dem Namen Dupfing die Herren wie die Damen. Man sieht ihn sehr häufig auf den Bildern.

Die Enge der Taille, die anliegende Kleidung duldete am Oberkörper keine Falte, um so mehr gewann deren das Kleid an den Füßen. Die Tendenz des Mannes seinen Rock zu verkürzen konnte selbstverständlich eine vornehme Frau nicht theilen; sie that vielmehr das Gegentheil, — sie verlängerte das Kleid. Allerdings trug sie dem Zeitgeiste auch in jener Beziehung einige Rechnung, aber es geschah das mit dem Mantel. Würdevolle Damen behielten allerdings den alten, weiten Mantel bei, obwohl mit mehrfach verändertem Schnitt, aber die Mode gebahr, dem kurzen Oberrock entsprechend, verschiedene Nebenformen, Hoiken und Trapperte genannt, bei denen die Kürze eine wesentliche Eigenschaft war. Der Rath von Speier verbietet daher seinen Bürgerinnen ausdrücklich den Gebrauch der Männermäntel, und der Rath von Straßburg erlaubt sie nur bis ein viertel Elle über den Knien; auch den Gebrauch der Knabenmäntel untersagt er den Frauen.

Für diesen Mangel an Stoff entschädigt nun die Fülle desselben um die Füße. Die höfische Dame hatte die Füße nach ihrer Anstandslehre nicht zeigen dürfen, und sie hatte darum das Kleid in entsprechender Länge getragen. Zum ersten Male aber geschah es jetzt im vierzehnten Jahrhundert, daß das Kleid zu einer Schleppe auswuchs, und zwar war die Mode in Frankreich bereits um die Mitte des Jahrhunderts soweit gediehen, daß die Schleppe nachgetragen werden mußte (Abb. 150). Auf einer Miniature dieser Zeit hat eine Dame ihr Kleid auf beiden Seiten von unten gespalten in zwei Hälften; die vordere trägt sie selbst auf dem Arme, während die hintere ihr von einer Dienerin oder Hofdame nachgetragen wird. Diese Gestalt blieb aber nicht; es gab Gründe genug, wie z. B. die Schnabelschuhe, das Kleid vorne zu kürzen, wofür man es rückwärts um so mehr anwachsen ließ. Als diejenige Dame, welche der Schleppe den meisten Vorschub leistete, galt die Königin Isabella von Frankreich, Gemahlin Karls VI. Da sie, eine bayrische Prinzessin, jung nach Frankreich kam, wurde sie allgemein geschmäht wegen ihrer schlecht geschnittenen, unmodischen und geschmacklosen Kleidung; nicht lange aber, so stand sie leitend an der Spitze der ganzen bizarren Modebewegung.

Es war aber keineswegs allein am Hofe oder in der vornehmsten Welt, daß die Schleppe ihr Reich hatte. Die Bürgerin, modesüchtig wie

sie damals war, wollte in keiner Weise zurückstehen. Umsonst waren die Verbote der Obrigkeiten. Der Rath von Augsburg will, grausam genug, nur eines Fingers Breite für die Schleppe erlauben; der von Ulm gestattet einige Jahre später eine Viertel Elle, die er aber wieder beschränkt. Die Obrigkeit von Modena erlaubte eine ganze Elle, aber sie stellte öffentlich ein in



150. Schleppe. Getheilte Tracht in den Zeichen und Farben des Wappens.
Anne Dauphine d'Arvergne und die Dame von Redoubet, 1370–1380.

Stein gehauenes Modell auf, um die verdächtigen Schleppen daran zu messen. Die patrizischen Damen im Städtchen Kreuzburg trugen im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts die Schleppe vier bis fünf Ellen lang, so daß sie ihnen von Knaben nachgetragen werden mußte.

Mit dem Anwachsen der Schleppe in Zusammenhang steht eine andere Modeerscheinung dieser Zeit, die Decolletirung, denn wovon man an der einen Stelle zuviel hat, das erscheint eben darum an einer anderen ent-

behrlich. Wenn man von der unvollkommenen oder unausgebildeten Tracht altgermanischer Frauen abieht, so ist es zum ersten Male in dieser Periode absonderlicher Moden und Uebertreibungen, daß das Kleid mit seinem Saume vom Halse zurückweicht und die Decolletirung als eine allgemeine Mode auftritt. Neu wie sie war und nach der Art der Zeit sich nicht an ein gewisses Maß bindend, erregt sie selbstverständlich die Aufmerksamkeit der Obrigkeit, die ihrer in den Kleiderordnungen nicht zu vergessen pflegt und die Größe des Hauptloches genau auf Fingerbreite vorschreibt. Aber ebenso natürlich ist es, daß wie andere Vorschriften, so auch diese völlig umsonst war.

Wie in dem Trachten- und Modewesen so mancherlei mit einander in enger Verbindung steht, was wir gewöhnlich als vereinzelte Erscheinung betrachten, so wirkte diese Tendenz Schultern, Nacken und Hals völlig frei zu halten auch auf die Haartracht und überhaupt die des Kopfes zurück. Früher in der höfischen Zeit fiel der Dame das Haar aufgelöset in welligen Locken über Schultern und Rücken herab; die neue Tendenz hob es auf, um Nacken und Hals zu befreien (Abb. 150, 152). Die weitere Folge war, daß eine Reihe neuer Frisuren auf dem Kopfe entstanden, zu denen sich eine Menge zum Theil sehr künstlicher und verhüllender Hauben gesellten. Die erste davon war die Gugel, welche die Frauen eine Zeit lang fast nicht minder abenteuerlich wie die Männer trugen; aber sie wurde schneller von anderen haubenförmigen Kopfbedeckungen abgelöset. Eine gewöhnlich auf den Bildern vorkommende Form derselben hieß die Hülle (von hüllen) oder der Kruseler, von den Krausen, die das Gesicht umrahmten, und den krausen Wulsten, mit denen sie auf die Schultern herabfiel (Abb. 151). Sie war eine höchst ehrbare Tracht, daher auch die Kleiderordnungen mit ihr einverstanden sind, nur beschränkten sie die Zahl der einfassenden Krausen, mit denen wieder ein gewisser Luxus getrieben wurde. Vier derselben erlaubt die Speierer Ordnung von 1356. Mit diesen Hauben verschwand auch der reizende Schmuck der verschiedenartigen Kränze und Reifen, die früher als Schapel das freie Haar gebunden gehalten hatten. Das heißt, sie verschwanden von den Köpfen der verheiratheten Frauen, denn die jungen Mädchen hielten noch daran fest, wie diese denn nunmehr noch allein das lange, freie Haar, das früher allen Damen gemeinsam gewesen war, als

Unterscheidungszeichen forttrugen. Doch flochten sie es mehr und mehr in lange Zöpfe, als daß sie es in aufgelöseter Form trugen. Daher heißt es in der oft erwähnten und sehr ausführlichen Speierer Ordnung: „Eine Jungfrau, die mag wohl ein Schapel tragen und ihre Zöpfe und Haarschnüre lassen hängen, bis daß sie berathen wird und einen Mann nimmt.“



151. Deutsche Edelfrau, Margarethe von Fuchs († 1403), mit „Gulle“ und „Kreuzeler“. (Grabmal in Himmelpforten bei Würzburg.)



152. Johanna von Bourbon († 1377), Gemahlin Karls V. von Frankreich.



153. Vornehme französische Dame, um 1350–1360. (Von einem Grabmal.)

Die verheiratheten Frauen flochten auch ihre Haare, aber sie legten die Zöpfe dick um beide Ohren oder um den Kopf, und wenn ihnen das, was ihnen die Natur geschenkt hatte, nicht genug erschien, so wußten sie den Mangel durch fremdes Haar zu ergänzen. Andererseits aber entfernten sie wieder die Haare durch Ausreißen oder mit dem Rasirmesser von der Stirne und den Schläfen. Beide Moden aber begannen erst jetzt und werden, wie wir noch sehen werden, bedeutungsvoller im fünfzehnten Jahrhundert.

Hörte das Haar selbst in dieser Weise vielfach auf ein Schmuck zu sein, so fügte man ihm umsomehr fremden hinzu. Nicht alle Damen trugen die verhüllenden Hauben; gar viele, und zumal die vornehmsten, schlossen die Flechten in Goldneze oder kleine farbige Hauben von kostbarem Stoffe ein (Abb. 154), die sie mit Perlen bestickten, mit goldenen Schnüren benähten, mit golddurchwirkten Schleiern umwanden, und mit allerlei kunstvollem Schmuck in Gold, Schmelz und edlen Steinen besetzten und besteckten.



154. Vornehme Tracht, 14. Jahrhundert, 2. Hälfte. (Eisenbeintafel in Paris.)

Ueberhaupt war jetzt die Zeit des Schmuckes wieder gekommen. Die Entsagung, welche die Damen der höfischen Zeit in dieser Beziehung geübt hatten, war vorüber. Herren und Damen wählten nicht mehr die einfachen, wenn auch kostbaren Stoffe; es kamen die buntgemusterten, insbesondere die Goldstoffe wieder in Mode. Dazu gab es Schmucke der verschiedensten Art am Körper wie an der Kleidung, von der Spitze der Gugel bis zur Spitze der Schnabelschuhe. Es befand sich manch edles Werk darunter, denn nunmehr schätzte man die Kunstarbeit, und nicht bloß wie in karolingischer Zeit den blanken Schein oder den materiellen Werth. Aber neben der kunst-

vollen Arbeit wirkte mehr noch die Menge des Schmuckes, die Ueberladung mit demselben, welche die Luxusgesetze vergebens zu beschränken trachteten, ganz vor allem auch die Seltsamkeit desselben.

Damit ist insbesondere eine Zierde gemeint, welcher dieser Periode der Trachtengeschichte, dieser Narrenperiode kann man sagen, allein zukömmt. Das ist die wundersame Mode der Schellen und Glocken.

Die Schellen sind grade nichts absolut Neues in dieser Zeit, wie denn die Costümgeschichte überhaupt nur aus Vorbedingungen schafft und aus irgend wie Vorhandenem ihre Motive entlehnt und weiter bildet. Im zehnten Jahrhundert fand man sie an ungarischen Reitern in der Schlacht auf dem Lechfelde; danach sind sie eine ziemlich gewöhnliche Erscheinung an der Tracht der höheren christlichen Geistlichkeit, welche den Ursprung auf die schellenbesetzte Kleidung des Hohenpriesters zurückleitete. In der höfischen Zeit erscheinen sie als Pferdeschmuck, ganz vereinzelt aber auch an jungen, eiteln, gedankenhaften Rittern. So



155. Schellentracht, Ende des 14. Jahrhunderts.
(Miniature in Paris.)

heißt es im Parzival vom Ritter Segramor, dem jüngsten der Tafelrunde:

„Manche goldne Schelle klang
An der Decke und an dem Mann:
Man hätt' ihn wohl nach dem Fasan
Geworfen in ein Dornicht —
Wer ihn zu suchen wär' erpicht,
Der fänd' ihn wieder am hellen
Klang der läutenden Schellen.“

Und um ein Beispiel aus dem Leben anzuführen, so erzählt Ulrich von Liechtenstein von seinem Venuszuge, daß Herr Ilfung von Scheuflich gegen

ihn gekommen mit wohl fünfhundert Schellen an sich, und daß sein Zimir laut erklingen sei.

Von dieser Zeit an hört man eine Weile nichts mehr von den Schellen, bis etwa ein Jahrhundert später die Nürnberger Ordnung von 1343 sie verbietet: „Kein Mann noch Frau soll keinerlei Glocken, Schellen, noch keinerlei von Silber gemacht hangend Ding an einer Kette noch an Gürteln tragen.“ Das ist aber auch einstweilen das einzige städtische Gesetz, das ihrer gedenkt. Nicht ohne Grund, denn diese Mode, von der sich die Patrizier keineswegs ausschlossen, hielt sich vorzugsweise in der höchsten und vornehmsten Welt. Man betrachtete sie durchaus als Herrenzierde, daher denn eine Chronik sagt: „Es hat solche Zierd herrlich und ansehnlich gestanden, wie auch ein Sprichwort entstanden: ‚Wo die Herren sein, da klingen die Schellen.‘“

Es war aber nicht bloß vornehme, es war spezifisch deutsche Tracht. So viel extravagante Moden damals die Franzosen bereits erfanden und die Engländer wenigstens trugen, so kommt doch die Schellentracht bei ihnen gar nicht oder höchst selten vor. Junge italienische Stutzer machten allerdings von ihr reichlichen Gebrauch, und auch in Schweden war sie nicht selten. Hier galt sie aber geradezu als deutsche Mode. So sagt ein schwedischer Reichschronist um das Jahr 1360 bei jener Gelegenheit, als der mecklenburgische Herzog Albrecht als König nach Schweden kam:

„Käm' einer auch noch so arm aus deutschem Land,
 „So hat er doch ein Schwert in seiner Hand,
 „Er kann tanzen, hüpfen und springen
 „Und seine vergoldeten Schellen klingen.“

Nach dieser Zeit gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts und im Anfange des fünfzehnten begegnet man den Schellen in bildlichen und schriftlichen Quellen überaus häufig. In den Jahren 1370 und 1376 gab der Herzog Otto zu Göttingen große Feste; dabei erschienen die Ritter, die Frauen und Jungfrauen mit großer Pracht und, wie die Chronik buchstäblich sagt, „mit klingenden silbernen und güldenenen Gürteln, mit langen Röcken und Kleidern, die gingen alle schurr, schurr und kling kling.“ In Ulm, der reichen Stadt, wurde die Schellentracht im Jahre 1411 ausdrücklich erlaubt, nur mit Ausnahme der Kirche, wo das lärmende Geklingel

der Behenden und Kommenden allerdings eine sehr unangemessene Störung hervorgerufen hätte. Die ersten Jahrzehnte des fünfzehnten Jahrhunderts waren auch ihre Blüthezeit. „Anno 1400 bis man schrieb 1430,“ sagt eine Chronik, „war so ein großer Ueberfluß an prächtigem Gewand und Kleidung der Fürsten, Grafen und Herren, Ritter und Knechte, als vor dem niemals ist gehört worden; da trug man Ketten von 4 oder 6 Mark, sammt köstlichen Halsbändern, großen silbernen Gürteln und mancherlei Spangen, auch silberne Fassungen oder Bänder mit großen Glocken von 10, 12, 15 und bisweilen von 20 Mark.“ — Als Herzog Friedrich von Sachsen 1417 in Constanz seinen feierlichen Einzug hielt, ging sein ganzes Gefolge, Knappen, Ritter, Barone mit glockenbehängten Gürteln einher. Abb. 155 zeigt einen Herrn mit solchem Gürtel.

Die Art wie bei diesem Beispiel die Schellen am Gürtel zu tragen war nicht die einzige, wenn auch die gewöhnlichste. Der Gürtel konnte eng sein oder in der schon erwähnten lockeren Gestalt um die Hüften hängen. Er hieß dann Dusing, welches Wort mit Tosen, Getöse zusammenhängt. Man trug die Schellen aber auch an Schultergehängen, Hornfessel genannt, gleich jenen, an denen man auf der Jagd das Hüfthorn hatte (Abb. 156). Man besetzte diese Gehänge in ihrer Länge mit kleinen Schellen oder hing unten eine einzige große Glocke daran, denn in beider Gestalt liebte man diesen klingenden Schmuck, entweder in der Form der gewöhnlichen runden Schelle, wie sie noch heute bei den Schlittenpferden in Gebrauch ist, oder in der Form offener Glocken, die mitunter sehr zierlich waren, aber auch sehr ansehnliche Schwere und Größe erreichten. Statt des Gürtels benützte man auch die Säume des Kleides, um sie mit Schellen zu besetzen, besonders um die Schultern herum; man befestigte sie am Knie, hing sie an die Spitzen der Gugel und der Schnabelschuhe, an die Schwänzchen der Hermelinverbrämung. War man einmal dahin gekommen, sie überhaupt zu tragen, so machte das Wo und Wie in der Wohlanständigkeit nicht viel Unterschied mehr; man wollte nur Veränderung.

Die wunderlichen Menschen gingen aber noch weiter in dieser ihrer Lieblingsmode. Sie fanden sie so vornehm und so erhaben, daß sie sich gar nicht denken konnten, sie sei nur ihnen allein zu eigen. Sie legten sie daher auch hohen und berühmten Personen früherer Zeiten bei, wenn sie

dieselben bildlich darzustellen hatten. So giebt es aus dieser Zeit Bilder früherer Kaiser mit Schellen behängt. Und was den Kaisern und Fürsten geschah, das thaten sie auch mit den Heiligen. Im Jahre 1411, also gerade in der Blüthezeit, machte Meister Konrad von Gimbeck für die Kirche zu Halle ein Standbild des heiligen Mauritius mit Schellen; noch heute heißt



156. Herr und Dame in Schellentracht, 15. Jahrhundert, 1. Hälfte. (Miniature in Darmstadt.)

es davon: der Schellenmoriz. Um dieselbe Zeit kann sich die fromme Seele des Dichters Peter von Dresden die Freuden des Himmels nicht anders denken als mit Schellengeklingel. Er singt daher:

„Ubi sunt gaudia?
Nirgend mehr denn da,
Da die Engel singen
Nova cantica

Und die Schellen klingen
In regis curia!
Gia, wer wir da!
Gia, wer wir da!“

Aber was als das Merkwürdigste bei dieser Mode erscheint, das ist, daß man trotz des Charakters der Vornehmheit, den man den Schellen zuschrieb, gleichzeitig sich ihres narrenhaften Charakters vollkommen bewußt war. Im Jahre 1381 schon stiftete Graf Adolf zu Cleve die Gefellgesellschaft, wofür wir heute „Narrenclub“ sagen würden. Bei den feierlichen Zusammenkünften mußte ein jedes Mitglied mit einer Kugel von gelber und rother Farbe erscheinen, an welcher wie auch am Ärmel viele Schellen hingen, und mußte auf dem Ordenskleide einen von Silber gestickten Narren mit Schellen tragen. Schon in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, da die Schelle noch vornehm war, gehörte sie zugleich mit Nothwendigkeit zur Narrentracht. Auch in Dijon gab es eine Gesellschaft, genannt zur Narrenmutter, deren Mitglieder Mützen mit zwei Eselsohren trugen und an jedem eine Schelle. Bald sagte man: Je größer der Narr, je größer die Schelle.

Nun, den Narren ist die Schelle geblieben, als sie in der vornehmen Welt abkam. Dieses geschah um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts oder bald nach derselben. Die Thorheiten der Mode waren damit aber noch nicht ausgestorben. Wir werden noch einige derselben kennen lernen, wenn wir uns die Moden des fünfzehnten Jahrhunderts näher betrachten.

4. Kapitel.

Der Verfall und die Bizzarrieren der mittelalterlichen Trachten im 15. Jahrhundert.

Das fünfzehnte Jahrhundert bringt auf dem Gebiete des Costüms viele neue Erscheinungen und doch im Wesen nichts Neues. So sehr es auf anderen Gebieten der Cultur, auf dem der Malerei z. B. oder auf dem der humanistischen Wissenschaft als die Vorbereitungsperiode einer neuen Zeit erscheint, so setzt es in den Trachtenformen nur die Richtung fort, welche das vierzehnte Jahrhundert schon begonnen hat. Nur die Fülle der Formen, ihre widerspruchsvolle Mannigfaltigkeit, ihr schnelles Werden und Vergehen deuten an, daß es eine Epoche der Bewegung, der Gährung ist, aus welcher neues Leben sich entwickeln soll.

In dieser Epoche, in welcher die leitenden Ideen des Mittelalters zerfallen, seine Fundamente zerbrechen, in dieser Periode der Auflösung scheint jeder seinem eigenen Kopfe zu folgen, jeder sich sein eigenes Kleid zu erfinden. So viel Köpfe, so viel Hüte. So ist wenigstens der Eindruck, den die Betrachtung der bunten Costüme macht, die uns aus zahllosen Bildwerken entgentreten.

Diese Mannigfaltigkeit ist um so auffallender, als es in der That in diesem Jahrhundert bereits einen Regulator, einen Führer der Moden giebt. Aber sein Einfluß, wie weit er auch gehen mochte, war doch nicht

stark, nicht gebieterisch genug, um seine Erfindungen, seine Modeformen aller Welt, aller europäisch civilisirten wenigstens, zur unbedingten Folge aufzulegen. Es gelang ihm nur, in gewissen Richtungen voranzugehen, gewisse Charakterzüge mit einiger Bestimmtheit anzugeben, welche die Welt leiteten, ohne damit die Freiheit, ja die Willkür des Individuums zu brechen.

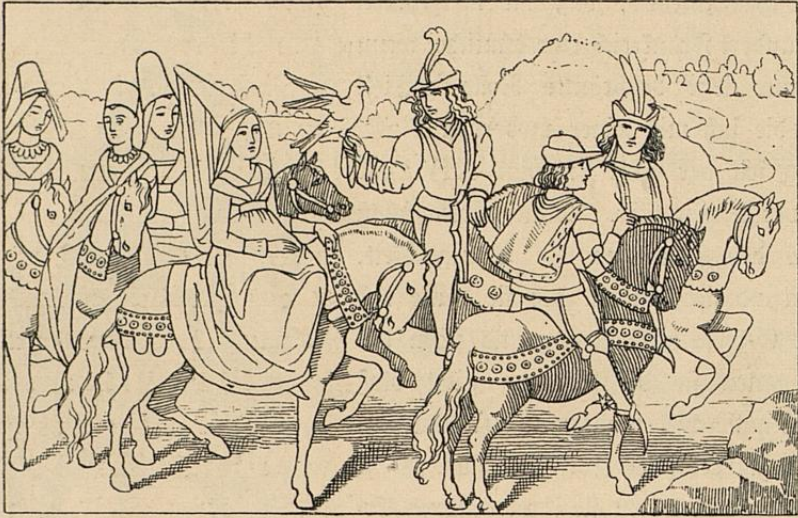
Der Regulator der Moden, den wir meinen, ist Burgund, der Hof Philipps des Guten und Karls des Kühnen. Wir haben schon gesehen, daß im vierzehnten Jahrhundert Frankreich eine ähnliche, wenn auch nur sehr beschränkte Rolle gespielt hatte, die sich mit seiner modernen Modestellung seit der Zeit Ludwigs XIV. gar nicht vergleichen läßt. Man schrieb schon damals den Franzosen die Beweglichkeit, den Erfindungsgeist zu, der sie heute auf diesem Gebiete auszeichnet, und schon damals hatten sie die Neigung nicht bloß zu raschem Wechsel, sondern auch zu bizarren, ins Extrem gehenden Formen (Abb. 157). Schon damals legten sie ihrer äußeren Erscheinung, dem Puz, der Toilette die ungeheure Wichtigkeit bei, die übrigens zu jener Zeit alle christlichen Völker Europas, und die Deutschen nicht am wenigsten, mit ihnen theilten. Am Ausgange des vierzehnten und am Anfange des fünf-



157. Französischer Edelmann mit Batteltracht.
Anfang des 15. Jahrhunderts.
(Miniature in Troyes.)

zehnten Jahrhunderts hatte Frankreich in der That einen bedeutenden Einfluß auf die europäische Mode. Eine deutsche Prinzessin, Isabella von Bayern, Gemahlin König Karls VI., hatte sich auf dem Throne Frankreichs zu jener Führerschaft in der Mode emporgeschwungen, welche wir heute in unseren Tagen an ihrer letzten Nachfolgerin erlebt haben. Aber dieser Einfluß war damals nur von kurzer Dauer. Auf dem Schlachtfelde von Azincourt (1415), wohin die Blüthe Frankreichs, die Blüthe der fran-

zöfischen Jugend mit aller Pracht, mit allem Putz und Schmuck, mit allem nichtigen Apparat einer stuerhaften Eitelkeit gezogen war, auf diesem Schlachtfelde hüßte die französische Ritterschaft ihren Ruhm und Glanz und die französische Mode ihre junge Herrschaft ein. Während der langen und verderblichen Zeit der englisch-französischen Kriege, die nun folgte, während der bürgerlich-geizigen Regierung des finsternen, verschlossenen und vereinsamten Königs Ludwigs XI. überließ Frankreich die Angelegenheit



158. Vornehme burgundische Trachten. 15. Jahrhundert, 2. Hälfte. (Miniature in Paris.)

der Mode einem anderen Staate, der sie mit einem bisher nicht dagewesenen Glanze in seine Hände nahm. Das eben war Burgund.

Es gab damals kein blühenderes, kein reicheres Land als das des burgundischen Herzogs. Die Herrschaft über die Niederlande machte ihn stark wie reich. Hier in diesen Provinzen blühten der Handel, die Industrie, die Kunst im Wettstreit mit Italien. Hier war damals eine der Geburtsstätten der modernen Kunst, die bedeutendste nächst Italien, hier blühte jegliche Industrie, deren man zum Luxus des Lebens bedurfte; hier gab es die feinsten Leinengewebe, Fabriken von Seiden- und Sammtstoffen und dem kostbarsten Goldbrokat, hier wurden Wolsteppiche und die figurenreichen Arrazzi gewebt, kurz alles, dessen man zur kostbarsten Ausstattung seiner

selbst und seiner Wohnung bedurfte. Durch den Handel zu Lande und zu Wasser in ferne Welttheile getragen, brachten solche Producte den Reichtum in ihre Fabrikstätten wieder zurück.

Der Herr dieser Länder besaß somit alle Bedingungen zu einer glänzenden Hofhaltung, wenn er den Sinn dafür hatte. Und diesen besaßen die burgundischen Fürsten, Philipp der Gute, der lange auf dem Herzogs-



159. Burgundische Hoftrachten. 15. Jahrhundert, 2. Hälfte. (Miniature in Paris.)

stuhle saß, und sein glänzender Nachfolger Karl der Kühne im höchsten Grade. Ihres Reichthums froh, liebten sie die großartigste Entfaltung desselben. Die Künste liebend, schützend, fördernd, umgaben sie sich mit dem höchsten Glanze, den die Kunst und die Industrie gewähren konnten. So wurde der burgundische Hof an Glanz und Pracht der erste von allen, und da Frankreich damals von der Führerschaft in der Mode zurücktrat, so war es wie selbstverständlich, daß Burgund die leergewordene Stelle einnahm (Abb. 158, 159).

Was nur an Bildern, seien es Miniaturen, seien es Oelgemälde, aus dieser burgundisch-niederländischen Zeit erhalten ist — die Miniaturen zu-

mal, Kunstarbeiten ersten Ranges, sind zahllos — das strotzt von goldenem Schmuck und goldglänzenden Stoffen. Wände und Möbel sind damit verhängt und die Menschen selber damit bedeckt. Die kostbaren Gewebe verbanden sich in der Idee dieser Leute so sehr mit Bornehmheit, Hoheit und Würde, daß auch die heiligsten Personen mit ihnen dargestellt wurden, und nicht allein mit ihnen, sondern auch in den modischen Formen von damals. Die heiligen drei Könige, mit Brokat und Kronenhüten geschmückt, mit reichem und großem Gefolge, ziehen immer herbei, als wären sie selber die Herzoge von Burgund. Magdalena, im Schmerze hingefunken und das Kreuz umflammernd, ist eine Dame im glänzendsten Festcostüm des burgundischen Hofes. Die Heiligen, Katharina, Agnes, Barbara, Margaretha, Ursula, sie tragen die langen Schleppen von goldgemustertem Seidenstoff, von großblumigem Sammt, mit Hermelin gefüttert, das Kleid nach modischem Schnitt, die hohen Hauben, spitze, langgeschnäbelte Schuhe, die feinsten farbigen Handschuhe mit Perlen und Edelsteinen besetzt.

Wovon die Kunst nur den Widerschein giebt, davon berichten die Erzählungen aus dem Leben. Die Massenentfaltung an ächten, kostbaren und leuchtenden Stoffen bei den Hoffesten war ungeheuer. Bei der Taufe der Prinzessin Maria, Karls des Kühnen Erbtöchter, war die ganze Kirche von innen mit den kostbarsten Teppichen bedeckt, die Hunderte von Personen, welche dem Feste bewohnten, in Gewänder von Gold- und Silberstoff gekleidet. Auf dem Schlachtfelde von Granson, wo der Glanz von Burgund sich zum letzten Male entfaltete, um nie wieder sich zu erheben, standen vierhundert seidene reichgeschmückte Zelte, vorragend das herzogliche, das mit Sammt ausgeschlagen und mit Gold und Perlen besetzt war. In vierhundert Kisten hatte Karl der Kühne silberne und goldene Stoffe mitgenommen, darunter allein hundert gestickte goldene Röcke für sich selber. Sein prächtigstes Gewand, das er zu Hof bei festlichen Gelegenheiten trug, wurde auf 200,000 Ducaten geschätzt, eine Summe, welche allerdings nur der Besatz mit Edelsteinen und Perlen möglich machte.

So glänzend aber der Hof der burgundischen Herzoge sich äußerlich darstellte, so wenig entsprachen die Formen der Kleidung einem geläuterten oder edlen Kunstgeschmack. Man stand eben unter diesem Geiste des fünfzehnten Jahrhunderts, dem es um das Ungewöhnliche und Auffallende, aber

nicht um das Schöne und Maßvolle zu thun war, obwohl es auch vorkommt, daß neben dem Ausgelassenen das Ernste, neben dem Barocken das Schöne wie eine Tradition des vierzehnten Jahrhunderts einhergeht. So besonders in Italien (Abb. 160). So herrscht denn auch in den burgundischen Moden der barocke Charakter und, wie das gewöhnlich damit ver-



160. Florentiner Herrentracht vom Anfang des 15. Jahrhunderts.
(Nach einem Gemälde in Paris.)

bunden ist, in den Hoffitten trotz der Ausgelassenheit des Zeitalters eine überaus strenge Etiquette, welche die kleinsten Dinge peinlich regelt. Zufällig sind wir genau damit bekannt geworden. Eine Dame dieses Hofes, Alienor von Poitiers Vicomtesse de Furnes, hat Aufzeichnungen darüber hinterlassen. Wer Hermelin oder Zobel, Goldstoff, Sammt oder Seide tragen durfte, war genau vorgeschrieben. Aber das thaten auch anderswo die Luxusgesetze, welche den Unterschied der Stände aufrecht zu erhalten

bedacht waren. Aber hier heißt es z. B. von den Gräfinnen und Baronessen weiter: „Bei Tische können sie von Edelleuten bedient werden, aber dieselben dürfen die Serviette nicht auf der Schulter, sondern nur einfach unter dem Arme tragen; ihr Brot darf nicht eingewickelt sein, sondern wird neben das Messer auf eine untergebreitete Serviette gelegt; ihr Haushofmeister darf keinen Stoc führen, noch ihre Tafel mit doppelten Tischtüchern bedeckt sein; auch dürfen sie die Schleppe ihrer Röcke nicht von Frauen tragen lassen, sondern nur von einem Junker oder Pagen.“ Die Schleppe machte überhaupt der Etiquette viel zu schaffen. Wenn eine Fürstin, ein Mitglied des herzoglichen Hauses sich die Schleppe von einer Hofdame tragen ließ, so mußte diese, die sonst das Recht auf einen Junker oder Pagen hatte, die ihrige auf dem Boden nachschleifen lassen. Wollte eine fürstliche Dame einem hohen Besuche, dem sie entgegenging, besondere Ehre erweisen, so ließ sie sich die Schleppe nur bis zur Schwelle tragen; alsdann ließ sie dieselbe fallen oder nahm sie in die eigene Hand, und wenn dieselbe zu schwer war, that sie wenigstens so und hielt die Hand daran, während einer der Cavaliere ihr half. Wie die Heiligen die Schleppen nicht mehr entbehren konnten, so konnte die Künstlerphantasie irgend eine vornehme Person kaum noch ohne sie denken. Allegorische, mythische, heroische Frauen tragen sie und nach der Sitte der Zeit. So kniet auf einem Arrasteppich, welcher homerische Scenen darstellt, Penthesilea, die Königin der Amazonen, also angethan vor Priamos in feierlicher Audienz. Obwohl sie an Haupt und Brust ritterlich gerüstet ist, trägt sie doch ein langes Oberkleid von großgemustertem Brokat mit einer langen Schleppe, welche von einer ähnlich gerüsteten Amazone, ihrer Hofdame, hinter ihr gehalten wird. Wenn bei den Künstlern dieser Zeit und später bei Dürer, seinen Schülern und Zeitgenossen die Madonnen, die Engel und andere Personen frommen Glaubens an den Füßen stets mit Stoffmassen, mit einer Fülle gebrochener Falten umwallt sind, so ist die Ursache in der Schleppe des burgundischen Hofes zu suchen, nur ist der Unterschied zu bemerken, daß bei den älteren und den niederländischen Meistern zumal der mächtige Faltenstil schwerer Brokat- und Sammtstoffe vorwaltet, bei Dürer aber der Stil dünner, kleinknittriger Seide. Ihm fehlten eben jene kostbaren Stoffe, die den Vorgängern in Fülle zu Gebote standen, als Vorbilder zur Nachahmung.

War den Damen des Hofes die Schleppe das Hauptstück ihrer ceremoniellen Tracht, so hatten auch die Herren ein Seitenstück dazu. Zu den festlichen Momenten oder bei ceremoniöser Veranlassung sind die hohen und höchsten Personen stets mit einem überaus langen und weiten Rock bekleidet, der faltig auf dem Boden liegt (Abb. 161, 162). Er hat weite Ärmel, oft deren doppelte, davon das eine Paar angezogen ist, das andere rückwärts



161. Burgundische Edelleute am Hofe Karls des Kühnen. Um 1470–1480. Tracht mit breiten Schultern und langer Oberkleidung. (Miniature in Paris.)

von den Schultern herabfällt, und ist vorne offen, so daß er angezogen und nicht wie der Oberrock von ehemals über den Kopf übergezogen wird. Sein Stoff ist so kostbar, als es Vermögen und Gesetz erlauben, Hermelin und anderes edles Rauchwerk füttern oder verbrämen ihn. In dieser Gestalt heißt er bei den Franzosen *houppelande*. In Deutschland, wo er in etwas minder grotesker Form von Standespersonen getragen wurde, führt er den Namen *Schaube*, ein Name, der in der heutigen Zoppe geblieben ist.

Die houppelande verdeckte den ganzen Mann. Was aber an Kleidung darunter steckte, das folgte auch am burgundischen Hofe der allgemeinen Richtung der Zeit: gespitzte Schuhe, enge Weinbekleidung, enger und kurzer Rock. Die jungen Ritter am Hofe liebten die schmale Taille und sie trugen daher, wie die Bilder verrathen, die uns zuweilen einen



X 162. Französische Bürger um 1430. Hüte mit Sendelbinde. (Miniature in Paris.)

tiefen Blick in die Toilette gestatten, förmliche Schnürleiber. Den Gegensatz zwischen schlanker Taille und breiten Schultern auffallender zu machen, stopften sie die letzteren mit Baumwolle hoch aus. Man nannte diese überhöhten, unnatürlich und häßlich genug aussehenden Schultern mit einem sonst unbekannten Wort *mahoîtres* (Abb. 161).

Der burgundische Hofmann, oder wer sonst seinem Vorgange folgte, hatte aber noch mehr der Sonderbarkeiten. Er trug das Gesicht glatt, völlig bartlos, wie das die vornehme Sitte im ganzen Mittelalter gewesen war,

und das Haar mäßig lang, künstlich frisirt, nur zuweilen von der Stirn bis über die Augen herunterhängend. Das Auffallende aber lag in seiner Kopfbedeckung (Abb. 158, 159, 161, 163 u. s. w.). Unter den zahllosen Formen der männlichen Kopftracht im fünfzehnten Jahrhundert war es der Hut, etwa in abgestumpfter hoher Kegelform mit mehr oder minder breitem Rande, welcher am burgundischen Hofe am meisten getragen wurde. Seine eigentliche bedeutungsvolle und continuirliche Geschichte auf dem männlichen Kopfe beginnt von diesem Momente.

Man machte ihn von Filz, von Sammt und Seide in gar mannigfacher und bunter Farbe; man zierte ihn mit Goldschnüren, mit Perlen und Goldschmuck und Steinen; der Fürst trug ihn auch mit dem Kronenreif (Abb. 159).

Man ließ auch eine leichte seidene Binde von ihm über Schulter und Arm, selbst bis auf den Boden herabfallen (Abb. 162, 163).

Man nannte sie die Sendelbinde, von dem dünnen Seidenstoffe, Zendal oder Sendel, eine gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts überaus beliebte und allgemein verbreitete Mode.

Die Herren von Burgund begnügten sich aber nicht mit diesem einen Hute, so schön und reich sie ihn auch machen konnten. Man sieht sie häufig, sehr häufig mit zwei Hüten, von denen sie den einen auf dem Kopfe tragen,

den anderen in der Hand oder an der Sendelbinde auf dem Rücken hängend. Dieser letztere hat die Form, die so eben beschrieben worden, der andere, der auf dem Kopfe sitzt, hat zwar ziemlich dieselbe Gestalt, aber ohne allen Rand oder Krümpe. Die sonderbare Sitte ist wohl so zu erklären. In Gegenwart des Herzogs durfte keiner der Herren den Hut auf dem Kopfe behalten; er allein — es war sein Vorrecht — ließ ihn sitzen. Um aber nicht fortwährendem Ungemach, sagen wir Schnupfen und Rheumatismen, ausgesetzt zu sein und doch den Anforderungen der Etiquette gerecht zu werden, erfand man diesen Ausweg, behielt den eigentlichen Hut, wie es



163. Französisch-burgundischer Edelmann mit zwei Hüten. 15. Jahrhundert. 2. Hälfte. (Miniature in Paris.)

geboten war, in der Hand, bedeckte aber das Haupt mit einer mehr unscheinbaren Kappe. Diese war so geformt, daß man den Hut darüber aufsetzen konnte (Abb. 163).

Unter den Umständen ist solche Kopftracht sehr plausibel und praktisch, aber doch recht sonderbar. Weit auffallender aber noch ist die Kopftracht der Damen. Wenn die Männer oder vielmehr die Herren aus ihrem Haare einen Schmuck machten und es nach Frauenart in künstlichen Frisuren behandelten, so entsagten die Frauen ganz im Gegentheil einem Schmucke,

mit welchem die Natur sie so reichlich begnadet und bevorzugt hat. Um nur ja bei der noch jungen, aber weitgehenden Mode der Decolletirung Nacken und Hals frei zu halten, sammelten sie das Haar auf dem Kopfe und verbargen es hier gänzlich unter Hauben. Ja sie rasirten es von den Schläfen und der Stirne weg, theils um — sehr unweiblich — die Stirne höher erscheinen zu lassen, theils um es überhaupt wegzubringen.



164. Englische Kopftracht mit Schmuck um 1420.
Gräfin Arundel. (Statue in Arundel.)

Leisteten sie somit auf das Haar selbst und seinen Schmuck Verzicht, so legten sie um so größeren Nachdruck auf seine Bedeckung. In Gestalt von Hüten und

Hauben (Abb. 164—167, vgl. 159) oder leichteren Gebilden aus dem Schleier oder sonst zartem Stoffe entstand eine Fülle von Kopftrachten, ebenso mächtig an Größe wie barock in ihrer Form. Die Königin Isabella von Frankreich hatte damit schon den Anfang gemacht und sich bereits des Rufes erfreut, daß um ihrer und der Hofdamen hoher Kopfbedeckungen willen die Thore des Palastes hätten geändert werden müssen. Der Ritter de la Tour sagt in den Ermahnungen an seine Töchter etwas Aehnliches. „Die Frauen, meint er, gleichen den gehörnten Hirschen, welche den Kopf senken, wenn sie in den Wald hineingehen. Wenn sie an der Thüre der Kirche ankommen, betrachtet sie euch: man bietet ihnen geweihtes Wasser — sie nehmen keine Rücksicht darauf, wohl aber auf ihre Hörner,

die sie abzubrechen fürchten und welche sie zwingen sich zu bücken.“ Um das Jahr 1400 trugen die englischen Damen besonders auffallende Coiffuren: mit Hilfe eines Drahtgestells und steifer Wulste, die in der That Hörnern gleich nach rechts und links von den Schläfen ausgehen, spannten



165. Dame mit Wulsthaube.
Französische Tracht mit Decolletierung um 1450.
(Miniature in Paris.)



166. Dame in französisch-burgundischer Hoftracht
mit hoher Haube und Schleier auf Drahtgestell.
Um 1450. (Miniature in Paris.)

sie einen Schleier oder ein leichtes Tuch wie ein vom Winde geblähtes Segel in mächtiger Breite aus (Abb. 164).

Am burgundischen Hofe hatten sich trotz der Mannigfaltigkeit drei Hauptformen herausgebildet, von denen es allerdings zahlreiche und willkürliche Varianten gab. Die eine war aus einem runden Wulst gebildet, der sich in Windungen über dem Kopf erhob, aus kostbarem Stoffe bestand und mit allerlei Stikerei und Schmuck verziert war (Abb. 165). Eine zweite war ein gewaltiges eckiges Gebäude (Abb. 166) aus weißem, auch

goldgesticktem Stoffe, der mittelst eines Drahtgestells in seiner bizarren Flügelgestalt steif gehalten wurde. Die dritte, am häufigsten vorkommende Form bestand in einem hohen, spitzen, zuckerhutförmigen Keel, der sich in bunter Farbe- und Goldverzierung etwa in dreifacher, auch vierfacher Länge des Kopfes über dem Scheitel erhob und von seiner Spitze rückwärts einen



167. Dame vom Hofe Karls des Kühnen um 1470. Decolletirtes Kleid mit Schleppe.
Hornhaube (hennin). (Miniature in Paris.)

Schleier oft bis gegen den Boden herabfallen ließ (Abb. 167). Alle diese Formen fanden natürlich auch Beifall und Verbreitung außerhalb der Hofkreise. (Vgl. Abb. 158, 159.)

In diesen Coiffuren, sowie in der Schleppe, wozu man noch die bunten Stoffe rechnen kann, bestand das Auffälligste der burgundischen Moden. Sonst hielten sich die Damen des Hofes, zumal in einer anderen Mode dieser Zeit, der Decolletirung, fast maßvoller als die der übrigen Welt.

Man trug wie früher ein unteres und ein oberes Kleid, von denen jenes verschiedentlich sichtbar wurde. Ein Unterschied aber war bedeutungsvoll. Als die Einengung um die Hüften entstand, schmiegte sich das Kleid den Formen des Körpers an und folgte seinen Wellenlinien. Nun aber entstand als Taille ein scharfer Einschnitt, der wider die Natur höher und höher bis unter die Brüste rückte. (Vgl. die verschiedenen Abb. 158, 159, 165—169.) Hier wurde er eng und bestimmt durch einen goldenen Gürtel markirt. In Verbindung mit dieser Aenderung steht es, wenn eine weitere Neuerung in der weiblichen Kleidung zum ersten Male sich geltend machte, nämlich die Zertheilung des Kleides in Rock und Nieder. Obwohl diese Neuerung erst in der Folgezeit von größerer Bedeutung wurde, fällt ihre Entstehung doch mit Sicherheit in diese Periode und findet auch eben in der bestimmt markirten Taille ihre natürliche Begründung. Für das fünfzehnte Jahrhundert bleibt das obere Kleid in ungetheilter Länge das bedeutungsvollste Stück der Damenkleidung, lang nach unten und sehr kurz oberhalb des Gürtels. Es führte nunmehr in Frankreich und Burgund einen Namen, der ihm bis heute geblieben ist, nämlich: robe. Das Wort hat seine eigene Geschichte. Es ist deutschen Ursprungs und ist eines und dasselbe mit Raub, wie noch im englischen rover, Räuber, erkennbar ist. Raub in unserem heutigen Sinne ist auch die erste Bedeutung. Weil die Angelsachsen, Dänen und Normannen ihre kostbarste Kleidung aus Stoffen machten, welche sie den Griechen und Römern oder ihren Nachfolgern geraubt hatten, so nannten sie diese Staatskleidung kurzweg Raub, robe. Das Wort, das von den Normannen und Engländern die Franzosen erhielten, ist ihrem besten Stücke der Tracht geblieben bis auf den heutigen Tag, aber die ursprüngliche Bedeutung ist freilich vergessen worden.

Legten in Frankreich und Burgund die Sitten und Vorschriften des Hofes eine gewisse Beschränkung auf und bewahrten die Moden so vor dem Auseinanderfallen, so war jenes Hinderniß in Deutschland nicht vorhanden und damit auch der tollsten Willkür Thür und Thor geöffnet. Ueberall erkennt man in ihren Grundzügen die französischen und burgundischen Moden, aber eben auch nur in den Grundzügen; sie sind so verwildert, so in das Extrem getrieben, so zur Caricatur geworden, daß man kaum glaubt, die Menschheit habe so ausgesehen, wie sie sich in den Bildern jener Zeit dar-

stellt. Wenn man z. B. einen Kupferstich betrachtet, wie jenen Israels van Mecken, der unter dem Titel eines Festes des Königs Herodes (Abb. 168) genau ein Tanzfest jener Zeit darstellt, so ist man seines Staunens nicht Herr über die Sonderbarkeiten und die Gegensätze, die man vor sich sieht. — Von den Tänzern und Tänzerinnen sind die einen züchtig und sittig, weit und verhüllt, ganz ballwidrig gekleidet, die anderen gespannt und entblößt, daß man es nicht weiter treiben kann. Die Herren tanzen in Schnabelschuhen, mit spitzen oder breiten Pantoffeln, die Damen mit Schleppen, mit



168. Deutsch-niederländische Trachten. 15. Jahrhundert, 2. Hälfte. (Aus dem „Fest des Herodes“ von Israel van Mecken.)

denen der ganze Boden des Saales wie zugedeckt erscheint; die Damen haben das Haar unter den bizarrsten Hauben versteckt, die Herren mit bartlosem Gesicht lassen es lang auf nackte Schultern herabfallen; einige tragen die Ärmel lang, auf den Boden nachschleppend, die anderen kurz, die einen weit, die anderen eng. Zu einem Extrem tritt immer das andere.

Die Willkür, die Sucht nach Neuem nahm so zu, daß die Luxusgesetze und Kleiderordnungen schon ausdrücklich die Erfindung neuer Moden verboten. Das Verbot war umsonst, wie alle übrigen ähnlicher Art. Man änderte nur immer aufs neue. Es entstand ein förmliches Chaos der Moden, das auch den letzten Halt verlor, als das Reich Burgund nach kurzer Herrlichkeit im Kriege gegen die Schweizer zu Grunde ging.

Dieses Chaos mit Worten zu schildern, so daß davon ein Bild in der Seele entsteht, ist unmöglich, und wir müssen daher auf die zahlreichen Kupferstiche, Holzschnitte, Miniaturen und Gemälde aus dieser Zeit der aufblühenden popularisirenden Kunstthätigkeit verweisen. Wir müssen uns begnügen, einige charakteristische Züge oder Erscheinungen aus dem Chaos herauszugreifen, die allgemeinerer Art sind und auch für die Entwicklung des Costüms in der Folgezeit eine gewisse Bedeutung haben.

Von dieser Art z. B. sind die Veränderungen, die damals mit dem männlichen Rocke vorgingen. Ihre Folgen haben bis auf die Gegenwart fortgedauert.

Wir haben schon wiederholt die Wirkungen jener beiden Richtungen der männlichen Kleidung auf Enge und auf Kürze betrachtet. Unter ihrem Einfluß war der obere Rock endlich vorne von oben bis unten aufgeschnitten und in ein offenes, anzuziehendes Kleidungsstück verwandelt worden. In dieser Form erscheint er im fünfzehnten Jahrhundert ganz kurz, aber auch, da man zugleich das Extrem haben muß, ganz lang und weit. So trugen ihn nicht bloß die Herren vom französischen, englischen und burgundischen Hofe (Abb. 161, 162, 168); sondern als „Schaube“, wie ich schon erwähnt habe, alles was in Deutschland auf Ehrsamkeit, Rang, Würde und Anständigkeit Anspruch erhob, vielgestaltig zwar, aber doch in einer erkennbaren Grundform, in welcher er den directen Vorgänger unserer Gehröcke und Paletots bildet. Aber selbst bei diesen Standes- und Würdepersonen hatte er oftmals entsetzlich viel Eitelkeit und Stutzerthum zu verdecken, denn so ehrbar und anständig er selber aussah, so gedekthast und unehrbar war die Kleidung geworden, die unter ihm saß oder die sonst auch ohne ihn den Mann umspannte. So unehrbar sage ich, ein Spott ihrer selber, die sie trugen, eine Zielscheibe der Satiriker, eine Sorge der Stadtväter, ein Gegenstand der Sittenrichter und Sittenprediger. „Pfui, Schand der deutschen Nation!“ ruft Sebastian Brant in Entrüstung darüber aus.

Die Enge, welche bei der Beinbekleidung (Abb. 169, 172) so weit gediehen war, daß der Stutzer der Mitwirkung einiger Diener bedurfte, um in dieselbe hineinzukommen, sich gewissermaßen hineinschütteln zu lassen, die Enge hatte für den Oberkörper bereits zur Erfindung und Anwendung eines Schnürleibes geführt. Da der Schnürleib seine Wirkung that, konnte

man mit dem unteren Rock, der sich im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts bis zur Taille, also bis zu einer eigentlichen Jacke verkürzte, ein anderes Spiel beginnen. Auch als bloße Jacke schien er noch des Stoffes zuviel zu haben. Man verkürzte ihn nun von oben her, entblößte den Hals, den Nacken, die Schultern, und gelangte in der That und Wahrheit zu



169. Deutsche Trachten. 15. Jahrhundert, Ende. (Aus einem Kupferstich von Meyer.)

einer vollständigen Decolletirung männlicherseits (Abb. 170, 173, 176). Und das geschah keineswegs allein von der starkerhaften Jugend. Es wurde in Deutschland, wenn auch nicht ausschließliche, doch so verbreitete Sitte, daß sich ihr weder das weltliche Haupt der Christenheit — Kaiser Max selber trug sich so — noch die weißgelockten Häupter ehrwürdiger Standespersonen entzogen; nur pflegten sie einen Theil wieder mit der Schaub zu verdecken, wenn sie öffentlich erschienen, was die Starker vergebens und

absichtlich vergebens mit ihrem kurzen Mäntelchen versuchten (Abb. 170, 173, 176). Noch in den beiden ersten Jahrzehnten des sechszehnten Jahrhunderts sieht man die deutlichen Ueberreste, so daß es also nicht eine vorübergehende Mode war, die heute kommt und morgen verschwindet.

Ja man that noch mehr. Es schien auch so noch des Stoffes zuviel.

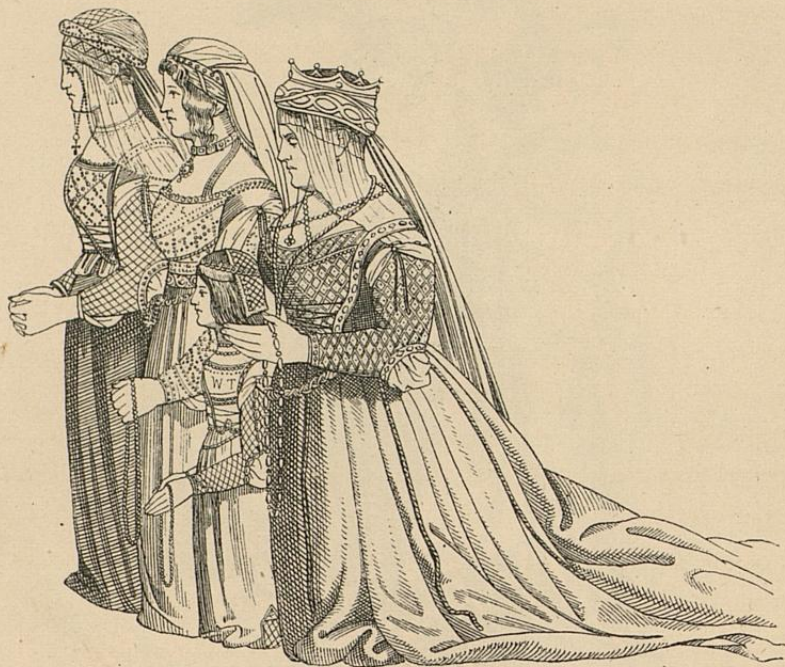


170. Deutsch-niederländische Trachten am Ende des 15. Jahrhunderts.
(Nach einem Stich von Jhrael van Mecken.)

Man verkürzte daher die Ärmel bis zum Ellbogen, so daß die jungen Herren wie mit bloßen Schultern, so auch mit bloßen Unterarmen gingen (Abb. 173). Zuweilen ließ man auch die Ärmel ganz weg bis zu den Schultern und schnitt die Jacke auf Brust und Rücken bis gegen den Gürtel aus, so daß nur ein Ueberrest von gewebtem Stoffe zurückblieb, der mit Schnüren zusammengehalten wurde. Durch diesen Umstand trat mit einem anderen Kleidungsstücke eine bedeutungsvolle Veränderung ein, deren Nach-

wirkung noch bis in unsere Tage dauert und gewiß viel länger noch anhalten wird.

Bis dahin nämlich hatte das Hemd nur eine sehr untergeordnete Rolle in der Toilette gespielt. Zwar war es für alle anständige Welt längst ein nothwendiges Stück gewesen, aber es hatte sich sehr selten sichtbar gemacht und, außer im Liebesleben des Ritters, höchstens mit seinen Ärmeln, die



171. Vornehme venetianische Frauentracht (die Königin von Cyprien und ihre Damen). 15. Jahrhundert, Ende.
(Nach einem Bilde von Gentile Bellini.)

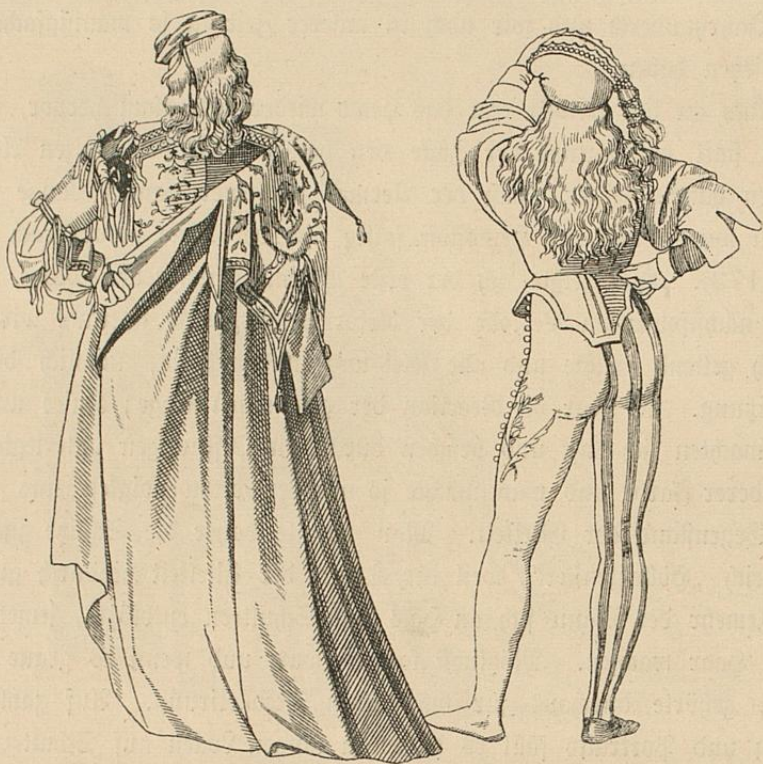
gewechselt wurden, in die Mode eingegriffen. Nun aber bei der Verkürzung und Verschneidung der männlichen Jacke — es geschah übrigens ganz dasselbe mit dem Kleide oder dem Nieder der Frau (Abb. 171) — wurde das Hemd insofern bedeutungsvoll, als es in die ausgeschnittene Lücke eintrat und sie ausfüllte. Das Hemd füllte sie aber nicht bloß aus, sondern nunmehr an einer Hauptstelle, grade auf Brust und Rücken sichtbar, wurde es auch in dieser neuen Bedeutung aufgefaßt und dem entsprechend behandelt. Zunächst nahm man den Stoff so fein wie möglich, und es war schon damals Holland, welches die feinste Hemdenleinwand lieferte;

dann legte man es künstlich in zierliche Falten, und weiter versah man es mit allerlei gesticktem Zierrat. Vorzüglich war es Goldstickerei, auch mit allerlei Inschrift oder bedeutungsvollen Buchstaben und Zeichen, welche auf der Brust, den Rand der Decolletirung entlang, einen breiten Saum bildete (Abb. 171). Dieser Saum rückte später zum Halse in die Höhe und wurde Vorgänger und Ursprung aller Arten von Kragen und Krausen, welche die letzten Jahrhunderte und wir noch in unserer Zeit in so mannigfacher Gestalt gesehen haben.

Auch an den Armen trat das Hemd wieder bedeutend hervor, sei es, daß es statt der Ärmel der Jacke den halben oder den ganzen Arm zu verhüllen hatte, sei es, daß der Ärmel in seiner ganzen Länge aufgeschnitten wurde und der Hemdstoff faltig aus der Lücke hervorbrach (Abb. 171—173). Hier zeigte sich der erste Beginn einer neuen Mode, welche in der nächstfolgenden Periode der Reformationszeit so überaus wirkungsvoll sich geltend machte und alle Kleidung überwucherte, nämlich die der Aufschligung. Es war die Reaction der gesammten Enge; Kniee und Ellbogen machten sich Luft und brachen durch, die Oeffnungen unterlegte man mit anderer Farbe und man machte so aus der Nothwendigkeit eine Zierde, einen Gegenstand der Eitelkeit. Man nannte daher die Schlitze zuerst in Frankreich „Höllensfenster“, weil der Teufel der Eitelkeit hindurch gucke.

Jemehr der Mann sich an Hals und Schultern entblößte, jemehr ließ er sein Haar wachsen. Möglichst langes Haar, und wenn es graue Locken waren, gehörte durchaus zur männlichen Decolletirung. Auf zahlreichen Bildern und Portraits fällt es daher in langen Locken auf Schultern und Rücken herab. Es sei z. B. erinnert an die Portraits des Kaisers Maximilian aus seiner früheren Zeit oder an das wohlbekannte Jugendportrait Dürers in der Münchner Gallerie. Man wendete die äußerste Sorgfalt und Pflege an das Haar (Abb. 172, 173, 175, 176), trug es in schön geschweiften Locken oder in dichtem Gefräusel, das oft auch die Stirne umgiebt. Kein Mittel war den Herren von damals unbekannt; sie begossen das Haar mit Rosenwasser und salbten es mit Balsam; Oele, Pomade, Färbemittel, Brenneisen, falsche Haare, alles wurde angewendet. „Sie schmieren sich mit Affenschmalz,“ sagt Sebastian Brant im Narrenschiff, „sie puffen das Haar mit Schwefel und Harz und steifen es in feste Formen durch eingeschlagenes

Erweiß; sie strecken den Kopf zum Fenster hinaus, um es an der Sonne zu bleichen.“ Das heißt, sie sind bemüht ihr dunkles Haar in ein blondes zu verwandeln, ein Verfahren, das im sechszehnten Jahrhundert von den Frauen, zumal von den Venetianerinnen, mit mehr Talent und Erfolg angewendet wurde. Auf diesen schönen Locken wurden wiederum Goldreife,



172. Junge Venetianer Herren. 15. Jahrhundert, 2. Hälfte. (Nach Carpaccio.)

bunte Bänder, Kränze, hoch aufstehende Federn und mancherlei anderer Schmuck getragen, wie er schon früher im Gebrauch gewesen. War eine Bedeckung nötig, so fehlte es nicht an den wunderbarsten und grotesksten Formen von Hüten, Hauben und Mützen, deren eben nur gedacht sei.

Dagegen ist noch etwas ausführlicher von einer anderen seltsamen Mode des fünfzehnten Jahrhunderts zu reden, welche der Fußbekleidung angehört, den Schnabelschuhen nämlich (Abb. 173—175). An Wunderlichkeit bilden sie das Seitenstück zu den Schellen, hatten aber längere



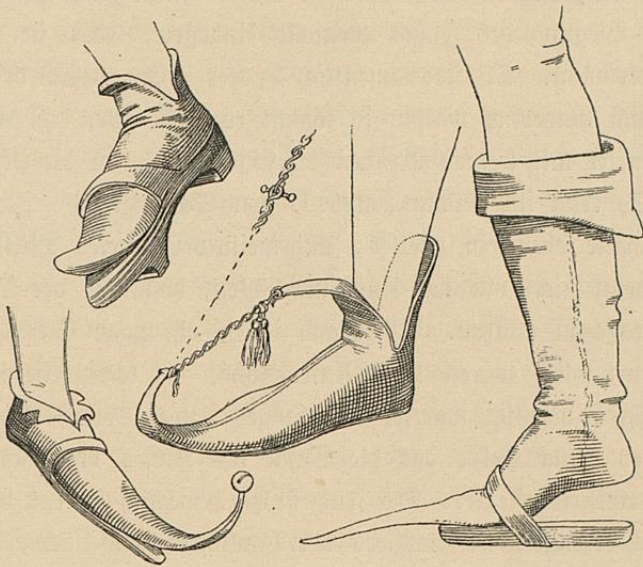
173. Deutsche Modetracht, 15. Jahrhundert, 2. Hälfte, mit Schnabelschuhen, enger Beinkleidung, entblößten Armen, Aufschüttung u. s. w. (Nach einem Kupferstich.)

Dauer, sowohl was den Anfang wie ihr Ende betrifft. Auch sie hatten nur ihre Blüthezeit in dieser Periode. Ab und zu werden sie durch das ganze Mittelalter hindurch erwähnt. Die frühere Betrachtung der Costümgeschichte pflegte alle solche Erscheinungen der Mode anekdotisch an eine bestimmte Persönlichkeit oder irgend ein Ereigniß anzuknüpfen, und so wird denn auch erzählt, daß ein Graf Fulco von Anjou sie (etwa um 1087) seiner kranken und mißgestalteten Füße wegen erfunden habe. An sich unglaublich, fällt diese Geschichte umsomehr dahin, als die gespitzten Schuhe schon früher existirten. Im elften und zwölften Jahrhundert sind sie in England ziemlich allgemein. Damals eiferten die Geistlichen wider diese Mode als eine Sünde und Kezerei; dann aber wurde sie ihnen selbst wiederholt und zum ersten Male schon im Jahre 1212 durch Concilbeschlüsse verboten. Die Bilder dieser frühen Zeit geben aber noch sehr wenig davon zu erkennen, außer etwa einer gespitzten, hier und da etwas auffällig verlängerten Form der Schuhe.

Die eigentliche Periode der Schnabelschuhe begann erst mit dem vierzehnten Jahrhundert. Diesmal gingen die Franzosen voran, während wir die Schellen als eine ganz vorzugsweise deutsche Mode haben kennen lernen. Schon unter Philipp IV., der bis 1314 regierte, unterschied die Länge der Schnabelschuhe den Stand. Die Damen und die großen Barone trugen sie in einer Länge von zwei Fuß, die Reichen von einem Fuß, die gewöhnlichen Leute nur von einem halben. Um die Mitte des Jahrhunderts wurden sie allgemein. In England nannte man sie damals crackowes (vielleicht von der Stadt Krakau?), in Frankreich poulaines, d. i. Schiffsschnäbel. Die Gesetze suchten ihre Länge zu beschränken oder sie ganz zu verbieten, selbst die Schuhmacher, die sie fabrizirten, zu bestrafen. Wie immer, so sind auch diesmal die Bemühungen umsonst. In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts werden sie nur noch den niederen Classen, dem arbeitenden und dienenden Stand unterjagt. Schon um 1372 klagt Hagecks böhmische Chronik, daß nicht einmal der Zorn des Himmels mehr Eindruck gemacht habe. In diesem Jahre nämlich, so erzählt sie, lag ein Gewitter über dem Städtlein Trebnitz und dem Schloß Roschtialow, und der Donner schlug in das Schloß und schlug dem Burggrafen Albrecht von Slavietin und seinem Weibe beiden die Spitzen von den Schuhen

hinweg, ohne daß den Füßen ein Schade geschah. „Solches war desselben Tages an anderen Orten mehr geschehen, nichtsdestoweniger ward aber die verdrießliche Hoffart nicht abgelegt, sondern ein jeglicher trug sein Haupt empor und thät in seinem kurzen Röcklein und langspitzigen Schuhen als wie ein Storch einhertreten.“

Für den Adel erschienen die Schnäbel so nothwendig, daß sie auch auf die Kriegstracht übergingen. So lange sie nicht von Eisen waren,



174. Verschiedene Formen der Schnabelschuhe, nebst Unterschuhen. 15. Jahrhundert, 1. Hälfte.

wußten sich die Ritter alsdann ihrer zu Zeiten zu entledigen. So machten es die österreichischen Herren bei Sempach (1386), da sie mit den Schweizer Bauern zu Fuß kämpfen wollten: sie hieben die Schnäbel von den Schuhen; „man hätte gefüllt einen Wagen“, heißt es im Sempachlied des Halbfutters. So geschah es in demselben Jahre nach der Belagerung von Rassel, daß die Hessen „etliche Wagen voll der spitzigen Schnäbel, so die Kriegsleute des Sturmes halber abgeschnitten hatten“, in die Stadt fuhren. Als im fünfzehnten Jahrhundert die ritterliche Rüstung die Gestalt des Krebses, des vollständig geschlossenen Eisenpanzers, erhielt, ging die Schnabelform

auch auf den Fußgänger über, wie das noch an einigen Beispielen in der Ambrazer Sammlung zu sehen ist.

Wir sehen, die Unbequemlichkeit ist kein Hinderniß für die Mode, selbst im Kriege. Sie hinderte daher auch nicht die abenteuerlichsten Formen (Abb. 174, 175). Anfänglich verlängerte man die gewöhnlichen Schuhe oder an ihrer Stelle die mit Sohlen unterlegten Füzlinge der Beinbekleidung und stopfte sie aus. In dieser Gestalt, die Länge des Fußes zweifach, dreifach und mehr überragend, waren sie entweder so schlaff, daß sie beim Gehen umherschlenkerten, oder sie waren hinlänglich gestieft, daß sie sich bei der Biegung des Fußes ebenfalls einbogen, oder sie standen fest aufwärts gekrümmt. Da sie namentlich in der ersten Gestalt den Gehenden außerordentlich hinderlich waren, so kommt es wohl vor, daß sie am Knie oder am Gürtel mit kleinen Ketten befestigt und so in die Höhe gehalten wurden. So trug sich König Jakob I. von Schottland.

Man hatte aber ein zweites, allgemein verbreitetes Mittel, um die Schnäbel, wenn nicht vor der Unbequemlichkeit, doch vor der Beschmutzung auf der Straße zu schützen. Man gab ihnen ein paar Schuhe noch darunter. Ursprünglich waren diese Unterschuhe, die kreuzweise mit Riemen über dem Fuße befestigt waren, ein langes, nach der Form des Fußes zugeschnittenes Stück Holz, das die Länge des Fußes oder des Schnabels noch zu übertreffen pflegte. Der Fuß steckte beweglich in den Riemen und jeder Schritt erzeugte das Klappern der Pantoffeln, ein Lärm, der in Verbindung mit dem Geläut der Schellen höchst vornehm stand. Um noch sicherer in dem Koth der ungepflasterten Straßen sich zu bewegen, fügte man den Unterschuhen zwei zollhohe Klöße unter Ferse und Ballen an, so daß ihre Spitzen und darüber die gekrümmten Schnäbel in die Luft hinausragten. Natürlich bemächtigte sich auch die Verzierungskunst dieser schönen Mode. Man hielt die Schnäbel in den bunten Farben der Beinbekleidung, auch wechselnd den einen von dieser, den anderen von jener Farbe. Die Schuhe waren von feinem Leder, Sammet, Seide, Goldstoff, bestickt, mit Perlen, an der Spitze auch wohl mit einer Schelle besetzt, und in England nicht selten in der Zeichnung des gothischen Maßwerks durchbrochen. Die Unterschuhe, die man auch mit kunstgerechter Schusterarbeit aus Leder bildete, erhielten eingepreßte Verzierungen und wurden mit Metall beschlagen.

Daß solche Tracht nicht bloß eine Extravaganz der Stutzer war, lehrt schon das angeführte Beispiel des schottischen Königs. Es giebt auch andere Beweise dafür. So z. B. giebt es ein gleichzeitiges Bild von jenem bedeutungsvollen politischen Act, als der Burggraf Friedrich von Nürnberg von Kaiser Sigmund die Belehnung mit der Mark Brandenburg erhielt. Der Kaiser sitzt auf dem Throne, zu welchem hohe Stufen hinaufführen. Der Burggraf schreitet sie hinan, angethan mit rothem Goldstoff, die Arme stolz gekreuzt, mit vergoldeten Unterschuhen, an denen die Rittersporen sitzen und deren Schnäbel die Länge des Fußes um das Doppelte übertreffen. Der Gang ist sicherlich beschwerlich, aber er war erfolgreich.

Schnabelschuhe und spitze Unterschuhe gelten so wenig als ein Vorrecht der Eitelkeit, daß sie von den Künstlern selbst den heiligsten Personen beigelegt werden, als ob sie ein Zeichen der Würde und der Bornehmheit seien. Auf einem französisch-burgundischen Teppiche, auf welchem die Krönung Mariens dargestellt ist, tragen alle drei, Gott, Christus und Maria, die Unterschuhe. Die niederländischen Meister des fünfzehnten Jahrhunderts geben Unterschuhe oder wenigstens gespitzte Schuhe von größter Schönheit der Arbeit ihren heiligen Frauen mit großer Regelmäßigkeit. Selbst der heilige Joseph trägt an dem Ehrentage seiner Vermählung die hölzernen Unterschuhe.

Während die Mode der Schellen schon gleich nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts verschwindet, stehen die Schnabelschuhe noch bis gegen das Jahr 1480 in voller Blüthe. Erst dann lassen sie nach, doch nicht auf einmal; man findet sie auf Bildern oder sonst in gelegentlicher Erwähnung noch bis zum Anfang des neuen Jahrhunderts. Alsdann sind sie völlig in ihr Gegentheil umgeschlagen: anstatt lang und spitz, sind die Schuhe vorne an den Zehen breit, handbreit. In dieser neuen, dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, der ersten Zeit der Reformation angehörenden Form werden sie gewöhnlich mit dem Rosenamen der „Ruhmäuler“ oder „Entenschnäbel“ bezeichnet.

Bis dieses Ereigniß der Reformation, das eine große Umwandlung in den Moden und Trachtenformen hervorrufen sollte, eintrat, bis dahin gab es noch viel andere Eitelkeit am menschlichen Körper und seiner Kleidung (Abb. 175). Schmuck z. B. wurde in Gestalt von Ringen, die auch am Daumen und an den Vordergliedern der Finger saßen, von Ketten

um Hals und Brust, von Nadeln und Brochen und Anhängseln aller Art massenhaft getragen, fast wie in den Zeiten Karls des Großen. Ebenso genügte zur Kleidung nicht der gewebte Goldstoff, sie wurde noch besonders mit Gold und Silber bestickt. Und in diesem, sowie in mancherlei anderem Zierrat und dergleichen in der Wahl und Zusammenstellung der Farben

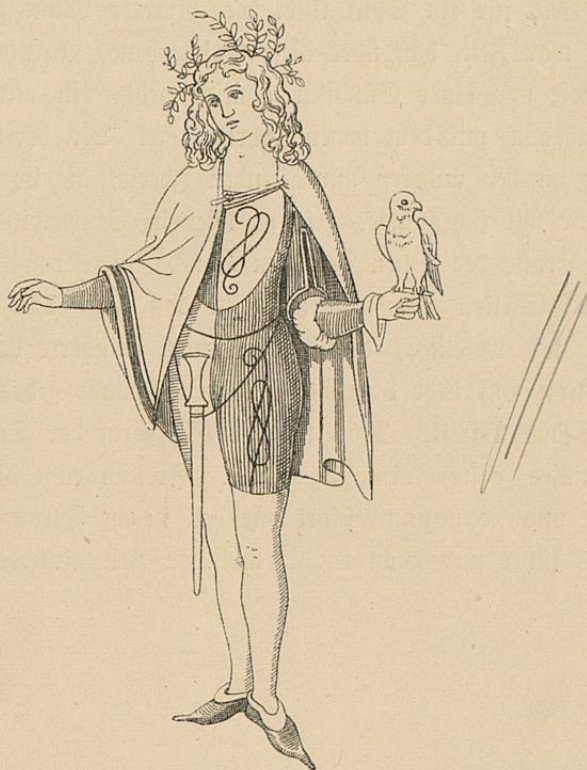


175. Stuherttracht mit Schnabelschuhen, Schellen u. s. w. 15. Jahrhundert, 2. Hälfte.

zeigten die Herren einen raffinierten Geschmack oder Ungeschmack, welcher der Wichtigkeit gleichkam, mit der sie diese Dinge behandelten und ausflügelten (Abb. 172, 175, 176).

Einer der damaligen „Löwen“ von Frankfurt, Bernhard Rhorbach, hat derartige Aufzeichnungen gemacht. Darin erzählt er: Anno 1464 auf Montag nach Corporis Christi hat Henne Gemmerer Hochzeit, und hatten wir drei, Er, Hert Stralberg und ich Bernhard Rhorbach uns gleich gekleidt, hatten kurze graue Mäntelchen mit gestickten Schlossen auf den Achseln,

war ein jeglich ein Wickenast; kosteten die drei Schloß an Silber und zu sticken 24 Gulden." Ein ander Mal ließ er einen silbernen Berg auf seinen Kermel sticken, der 11½ Mark wog. Die Gegenstände der Stickerei bestanden gewöhnlich aus Laub, Nestern und Bäumen, Blumen und Flammen, auch Figuren und Landschaften mit allerlei Sinnsprüchen und Afro-



176. Stingertracht, farbig wechselnd, mit Liebesknoten. 15. Jahrhundert, 2. Hälfte.

stichen. So hatte derselbe Bernhard Rhorbach einmal auf das rechte Bein seiner Hose einen silbernen Scorpion sticken lassen mit vier M herum, und desgleichen auf seine Mütze mit vier U. Diese Buchstaben stellten die Anfangsbuchstaben dar und bedeuteten: Mich Mühet Mannich Mal Unglück, Untreu Und Unfall. Nicht minder bizarr ausgeflügelt ist die Farbe. Einmal kleidet sich unser Frankfurter Dandy mit seinen Genossen von der Spitze des Kopfes bis zur Spitze des Fußes ganz in Weiß, dann wieder in einen und denselben changirenden Stoff, der in verschiedenen Farben

schillerte; dann wiederum im Gegensatz so bizarr und bunt wie möglich. Z. B. lassen sie die eine Hälfte von Kopf zu Fuß einfarbig und setzen die andere regenbogenartig bunt aus kleinen Stücken, Streifen, Quadraten, Dreiecken und anderen Figuren zusammen. Sie vertheilen die Farben über Kreuz, in der Diagonale, schachbrettartig, kurzum so willkürlich und narrenhaft wie nur möglich, als ob der menschliche Körper ein beliebiges gleichgültiges Feld für ein Spiel kindischer, bizarrer Laune wäre. —

Es war Zeit, daß über diese verschrobene, gekenhafte Welt, die Zuständen wie vor einer Sündflut ähnlich sieht, ein anderer Geist kommt. Er kommt auch mit dem neuen Jahrhundert. Mit der kirchlichen Reformation und all den anderen umwälzenden Ideen, die sie auf allen Gebieten der Cultur mit sich führte, geht es wie ein Sturmwind durch die Lande. In dem Ernste der neuen Zeit, im Kampf und Drang fliegt all die nichtige bunte Eitelkeit von dannen. Um das Jahr 1520 sind alle Köpfe, männliche wie weibliche, die so eben noch Hunderte von Formen trugen, unter einen Hut oder vielmehr unter eine Haube gebracht, denn die neue Form ist das Barett. Man trägt eine Form der Schuhe, eine Form des Wammes, eine Form des Rockes. Freilich ruht die menschliche Eitelkeit nicht und sie beginnt sofort mit den neuen Formen ein neues Spiel. Doch das führt uns schon in die moderne Zeit hinüber.

5. Kapitel.

Die Kriegstracht im Mittelalter.

Wie das Costüm des Mittelalters, von römischen Grundformen ausgehend, einen völlig anderen Weg einschlug und einen völlig anderen Charakter annahm als derjenige der antiken Kleidung war, so trat auch die mittelalterliche Kriegstracht in den vollständigsten Gegensatz zu derjenigen der Griechen und der Römer — die Kriegstracht und die Krieger zugleich.

Die Stärke des griechischen und ganz insbesondere des römischen Heeres hatte auf dem Fußvolk beruht, auf seiner Disciplin, auf seiner Gliederung und seiner wohlberechneten Taktik, nicht auf der Kraft des Mannes im Einzelkampfe. Wohl hatte man den Soldaten durch metallne Platten zu schützen gesucht, aber nicht in dem Maße, daß die Beweglichkeit der Arme und der Schenkel gehindert wäre. Anders nun im Mittelalter, seitdem die Geschichte von den classischen Völkern zu den nordischen Barbaren überging. Diese waren wenigstens in ihrem edleren und kriegerischen Theile als Reiter gekommen; als Reiter, mit der Wucht der Masse angreifend, und dann im Einzelkampfe führten sie ihre Schlachten. Sie blieben Reiter das ganze Mittelalter hindurch und kämpften und siegten mit der Kraft ihres Armes, nicht mit geschlossener Linie oder der Schnelligkeit ihrer Marschbewegungen. So in alter Zeit, so in der Epoche des blühendsten Ritterthums, so noch am Ausgange des Mittelalters, bis wiederum nach anderthalb Jahrtausenden der Fußgänger zu Ehren kam.

Die Kriegskunst, das Denken und Sinnen, der Fortschritt auf militärischem Gebiete ging also wesentlich dahin, den Mann zum Einzelkampfe auszurüsten, ja, in engerer Begränzung noch, in solchem Einzelkampfe gegen jede Angriffswaffe sicher zu stellen. Fast ungeschützt treten die nordischen Völker auf die römischen Schlachtfelder, und fast unverwundbar steht der Ritter am Ende des Mittelalters, so in gestähltes Eisen gehüllt, daß Degen und Lanzenspiße nirgends eine Stelle finden, wo sie eindringen könnten. Aber zugleich ist er so schwerfällig, so unbeweglich geworden, daß er dem ungeschützten, aber leicht beweglichen Fußgänger, dem Schweizer und dem Landsknecht, nicht mehr gewachsen ist. Dazu ist denn endlich auch die Feuerwaffe auf dem Kampfplatze erschienen und macht die stärkste Rüstung zu bloßer Täuschung.

Wohl hatte der Germane vielfache Gelegenheit gehabt von den Römern in Waffen und Rüstung zu lernen. Mancher Helm, mancher Brustpanzer war ihm zur Beute geworden, und als Legionär und Reiter im Hilfs-corps trug er sie rechtmäßig im römischen Solde. So hatte er denn auch manches Stück behalten, als das römische Reich unterging, oder manches nach römischer Art machen lassen, so gut seine Handwerksgehilflichkeit es ihm erlaubte. So berichten denn auch die schriftlichen Quellen von Rüstungsstücken der karolingischen Franken, und als Karl der Große zum lombardischen Kriege auszog, schildert ihn ein allerdings etwas späterer Schriftsteller wie gänzlich in Eisen gehüllt, mit eisernem Helm und Brustharnisch, Arme und Beine mit eisernen Schienen bedeckt. Vergleicht man die älteren Bilder in den Miniaturwerken aus der Zeit Karls des Kahlen (Abb. 177, 178), so mag man in dem, was man an Rüstungsstücken sieht, allerdings antike, römische Reminiscenzen erblicken, so im Helm und Helmschmuck, so im anliegenden Brustpanzer und dem Gehänge von metallbeschlagenen Riemen, welche den Unterleib zu schützen haben. Der Helm erscheint in doppelter Gestalt, entweder aus Blechplatten zusammengeschlagen, die unten aus Unvollkommenheit des Waffenschmiedes viereckige Gestalt haben, oder in Form einer runden, mit Eisenbändern beschlagenen Lederhaube. Beide finden ihr Vorbild bei dem römischen Soldaten.

Aber sehr bald verschwinden diese antiken Reminiscenzen von den Kriegersleuten des Nordens. Der Ritter knüpft mit der Geschichte seiner

Rüstung nicht an den römischen Ritter oder den gerüsteten Schwerbewaffneten der Legionen an, sondern es ist, als ob heimische, ursprünglich eigene Traditionen wieder in Brauch kommen und nun von ihnen, zugleich mit wachsender handwerklicher Geschicklichkeit, die Entwicklung vor sich geht.



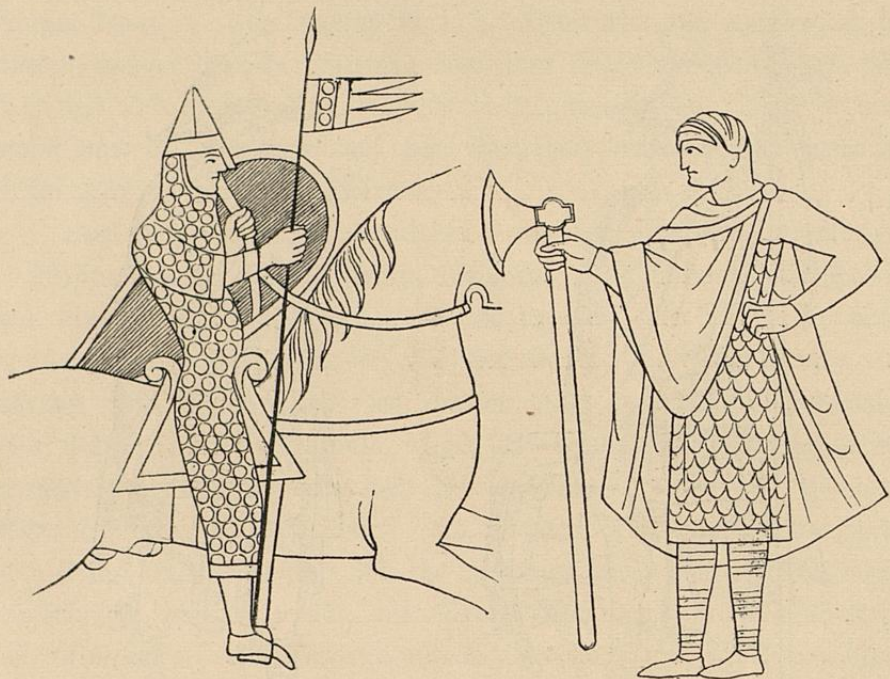
177. Fränkischer Krieger, Schildträger Kaiser Karls des Kahlen. 9. Jahrhundert. (Miniature in Paris.)



178. Fränkischer Krieger, Schwerträger Kaiser Karls des Kahlen. 9. Jahrhundert. (Miniature in Paris.)

In dieser Entwicklung der ritterlichen Rüstung kann man vier Perioden unterscheiden: 1. die Periode der alten Traditionen, des Schuppen- und Ringpanzers; 2. die Herrschaft des eigentlichen geflochtenen Kettenpanzers, welche vom Beginn der Kreuzzüge an mit der Blüthezeit des Ritterthums zusammenfällt; dann 3. die Periode der Verbindung des Kettenhemdes mit einzelnen Panzerstücken, eine Zeit des Uebergangs, das vierzehnte Jahrhundert umfassend, und endlich im fünfzehnten Jahrhundert die 4. Periode,

die Herrschaft des „Kreuzes“, des vollen, geschlossenen und gegliederten Eisenpanzers. Es ist eine Entwicklung, die sich Stück um Stück verfolgen und nachweisen läßt. Ihre Veränderungen gehen entweder aus Rücksicht auf den besseren Schutz gegen verbesserte Angriffswaffen hervor, oder auch lediglich aus dem Einfluß der Moden im bürgerlichen Costüm, welcher nicht selten zu merkwürdigen Erscheinungen führt.

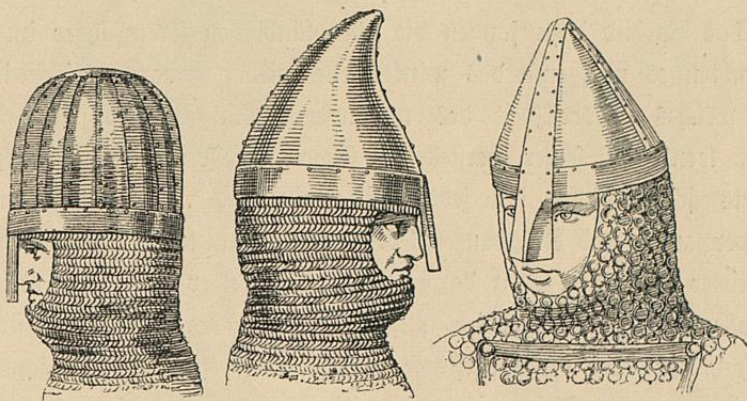


179. Normannische Krieger mit Schuppen- und Ringpanzer. Mitte des 11. Jahrhunderts.
Vom Zuge Wilhelms des Eroberers. (Sticherei von Bayeux.)

In jener ersten Periode, die zum Beginn der Kreuzzüge, also etwa bis zum Jahre 1100 oder wenig darüber hinaus zu rechnen ist, erscheinen Schuppen- und Ringpanzer (Abb. 179) gleichzeitig und gleichbedeutend neben einander bei Deutschen, Franken, oder nunmehr Franzosen, und Normannen. Die Schuppen von Eisen, unten rundlich oder viereckig, sind auf einen Rock von Leder oder gewebtem Stoffe aufgenäht, so über einander greifend wie die Ziegel auf einem Dache, daß die metallne Oberfläche keine Unterbrechungen bietet. Nicht so ist es mit den Ringen. Neben einander

auf die gleiche Unterlage genäht — so zeigen es wenigstens die Bilder — gewähren sie gegen eine spitze Waffe wenig Sicherheit. Dieser Ring- oder Schuppenpanzer ist gewöhnlich als weiter Marmelrock zugeschnitten und reicht als solcher bis zu den Knien herab; bei den Normannen aber erscheint er als ein Anzug, welcher die obere Hälfte der Beine mitbedeckt (Abb. 179). Von den Schultern zieht er sich auch über den Kopf hinüber und sichert wie Hals und Nacken, so auch jenen, den Kopf, wenn anders nicht derselbe noch durch einen besonderen Helm geschützt ist.

Der Helm — von Nebenformen abgesehen — hat wiederum zweifache Gestalt (Abb. 180), entweder die einer halbkugelförmigen Schale, welche,



180. Hefme mit Nasal. 11–12. Jahrhundert.

umgekehrt, den Schädel einfach anschließend bedeckt, oder die Form eines Kegels, und das ist die vornehmere Tracht. Dieser Spizhelm (Abb. 179, 180), wie ihn vorzugsweise die normannischen Krieger Wilhelms des Eroberers auf der Stickerei von Bayeux tragen, ist nichts anderes als der altgermanische Spizhut, der sich mit Eisenbeschlag und Eisenblech in den Helm verwandelt hat. Die Reifen und Bügel, welche zu seiner Verstärkung hinzugefügt sind, lassen noch erkennen, daß ehemals Leder oder Filz seinen Stoff bildeten. Zwar den Schädel deckend, gewährt er doch nicht allzuvielen Schutz, zumal dem Gesichte. Er erhielt daher gewöhnlich noch eine Nasenstange, das Nasal, und hier und da auch noch eine Platte für den Nacken. Dieser Helm war höchst unvollkommen, aber er bildete doch den Ausgang für die reiche Gestaltung des ritterlichen Helmes.

Die größte Veränderung, welche die zweite Periode brachte, bestand in dem wirklichen, geflochtenen Kettenpanzer oder Kettenhemde. Man hatte zwar schon versucht gehabt die Ringe in Ketten zu schließen und die Ketten neben einander aufzunähen, aber es war immer nur das alte System geblieben, welches der ledernen oder gewebten Unterlage bedurft hatte. Nun aber wurden die feineren Eisenringe so in einander geflochten, geschmiedet und genietet, daß sie nicht eine fortlaufende Kette, sondern ein zusammenhängendes Maschengewebe, ein dichtes Netz bildeten, das in sich selbst seinen Halt hatte und die Verbindung auf und mit einer Unterlage überflüssig machte. Biegsamkeit wie Sicherheit waren auf diese Weise bedeutend gewachsen.

Das Vorbild dazu fanden die abendländischen Kreuzfahrer im Orient; sie brachten es mit, und das mittlerweile wieder gewachsene Schmiedehandwerk, welches in der Zeit des romanischen Kunststiles so schöne Arbeiten leistete, lernte es selber herstellen. Gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts schon hüllte sich jeder Ritter in das neue Kettenhemd, und Schuppenpanzer und Ringpanzer lebten nur vereinzelt als Traditionen fort. Der Ritter hüllte sich ganz darein (Abb. 181): er trug das Kettenhemd herabfallend bis auf die Kniee, mit geschlossenen Ärmeln, welche sich häufig handschuhartig über die Oberfläche der Hände fortsetzten. Er schüßte auch die Beine und die Füße mit dem gleichen eisernen Gewebe, welches hinten zusammengeschnürt wurde. Er zog es in Form eines Capuchons, einer Kugel oder Kapuze, über Schultern, Nacken, Hals und Kopf, daß nur das Gesicht allein frei blieb. Dieses hatte der Helm zu schützen.

Spizhelm mit Nasal sowie die runde Eisenkappe gingen noch mit in das zwölfte Jahrhundert hinüber und zeigen sich in ihrer alten Form verbunden mit der Kettenrüstung (Abb. 181). Aber bald, noch im Laufe des Jahrhunderts, erhielt die Eisenkappe eine hohe, ebenfalls oben halbkugelig abgerundete Form, wie sie z. B. auf den Bildern der Herrad von Landsberg erscheint, und statt des Spizhelms wurde in der Schlacht der „Toppfhelm“ (Abb. 182) auf das eiserne Capuchon gesetzt, ein Cylinder, der oben freisrund abgeplattet war und ein paar Schlitze vor den Augen hatte. Er hatte nur den Vortheil, daß er den ganzen Kopf bedeckte, mit seiner Rundung die Lanzenstöße abgleiten ließ und oben mit seiner scharfen

Kante den Schwert- und Artzthieben größeren Widerstand bot. Sonst war er sehr unbequem, da er sich schlecht anschoß, locker saß und wenig Umsicht und Bewegung gestattete. Diesen Uebeln abzuhelpfen, änderte man zwar ein wenig seine Form, verengte ihn nach unten und wölbte die obere Platte



181. Volle Kettenrüstung. 12. Jahrhundert.
(Miniature in Düsseldorf.)

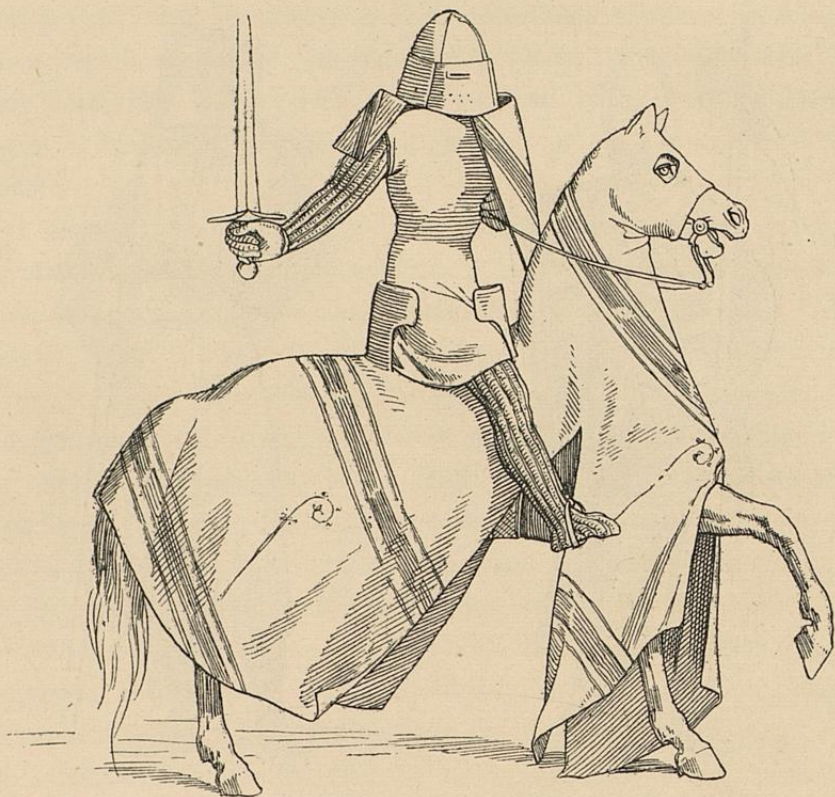


182. Ritter mit Kopfhelm und Kettenpanzer.
12. Jahrhundert.

nach der Form des Kopfes. Doch ohne viel Erfolg. Dennoch hielt sich diese Form mit geringeren oder größeren Varianten bis tief in das dreizehnte Jahrhundert, ja bis zum Ende desselben und nahm allerlei Schmuck und Zierrat an, wie ihn jene blühende Zeit des Ritterthums, die Zeit des Minnefangs und des Minnedienstes, hervorrief.

Der Ritter von damals wollte nicht bloß sicher gerüstet sein, er wollte auch in seiner Rüstung eine glänzende Erscheinung bilden. So verzierte

er den großen, dreieckigen oder mandelförmigen, cylindrisch gewölbten Schild mit den Zeichen und Farben seines Wappens. Er gab denselben Schmuck, das Kleinod, sei es ein Pfauenschweif, sei es Greifen, Löwen, Büffelhörner oder was immer, als Helmzierde oben auf den Helm, den er in farbigen Stoff (mit seinen eigenen Farben) einzuhüllen begann. Er legte ferner über



183. Ritter zu Pferd in voller Ausrüstung. Anfang des 14. Jahrhunderts.

das Kettenhemd, unter welchem er, den Druck der eisernen Ringe zu vermeiden, ein Wamms von gleicher Länge trug, den sogenannten Waffen- oder vielmehr Wappenrock an, ein ärmellooses, weites Kleidungsstück, wenn möglich von kostbarem Stoff, das seine eigenen Farben und Zeichen oder die seines Lehnsherrn trug. Mit ähnlich verzierter Decke überzog er auch sein Streit- oder Turnierroß und befestigte ein buntes Fähnlein unter der Spitze seiner Lanze. Das zweischneidige, grade, mittellange Schwert mit Kreuz-

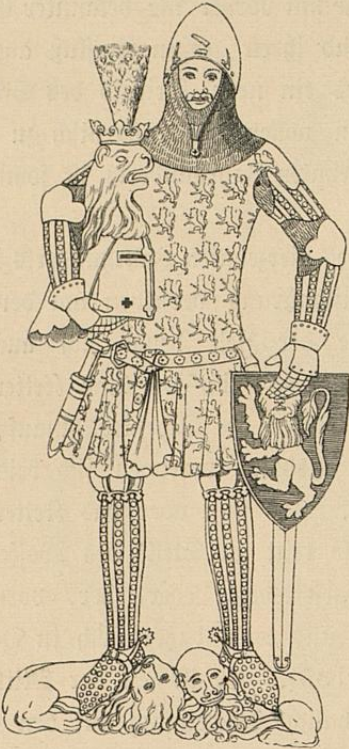
griff hing an geschmücktem, breitem Gürtel. So machte der vollgerüstete und voll ausgestattete Ritter des dreizehnten Jahrhunderts wohl eine seltsame, aber doch glänzende, farbenprächige Erscheinung (Abb. 183).

In dieser Beziehung änderte das vierzehnte Jahrhundert nicht viel. Der Ritter bewahrte Glanz und Farbe, aber dennoch war es gerade diese Epoche, welche Form und Charakter völlig umbildete. Theils war es die Mode, die allgemeine Trachtenmode, welche mit vorher nie bekannter Gewalt und Schnelligkeit des Wechsels auftrat und ihren großen Einfluß auch auf die Rüstung geltend machte, theils war es ein neues Prinzip des Schutzes, das im fünfzehnten Jahrhundert mit dem vollen Plattenharnisch zu seiner Vollendung kam. Die Periode des vierzehnten Jahrhunderts ist somit eine Periode des Uebergangs.

Ein Hauptcharakterzug der Moden des vierzehnten Jahrhunderts ist die Verengung der Kleidung, die Zusammenschnürung derselben um den Leib bis zur äußersten Enge. Diesem Zuge der Zeit beugt sich auch die Rüstung, soweit es eben gehen will (Abb. 183—185). Das Kettenhemd wird erst kürzer und zieht sich von den Knien die Schenkel hinauf, und der Waffenrock folgt ihm darin nach. Alsdann verengen sich beide um Brust und Hüften und gewinnen Taille. Da nun aber das Kettenhemd mit der Spannung an Stärke verliert, so tritt an Stelle des Waffenrocks zu weiterem Schutz ein Koller von hartgefottem Leder, der, vorne geschnürt, sich engstens um die Lenden legt und wohl daher auch in Deutschland den Namen Lendner führt (Abb. 185). Er ist seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts eine sehr gewöhnliche Erscheinung auf den ritterlichen Grabsteinen.

Aber schon vorher hatte der Ringpanzer vielfach eine andere Verstärkung erhalten, deren Anfänge noch dem dreizehnten Jahrhundert angehören, nämlich Eisenplatten, welche die gefährdetsten Theile des Körpers zu schützen hatten. Sie traten nach und nach auf in völliger Vereinzelnung, so zuerst viereckige Platten, welche die Achseln gegen Hiebe zu decken hatten, dann Scheiben für die Ellbogen und die Achselhöhlen, Schienen für die Rückseiten der Ober- und Unterarme, Schienen für die Vorderseiten der Ober- und Unterschenkel, eiserne Handschuhe und Fußbekleidung (Abb. 184). Wie diese Rüstungsstücke allmählig und vereinzelt erschienen, so zeugten sie

von völliger Willkür, daher denn auch die geharnischten Männer des vierzehnten Jahrhunderts eine große Mannigfaltigkeit zeigen. Selbst in der Gestalt waren sie meistens ungeschickt, bis sie sich den Formen des Körpers nachbildeten, die Achselplatten sich gebogen um die Schultern legten, die Ellbogen- und Kniescheiben das ganze Glied umschlossen, die Schienen um



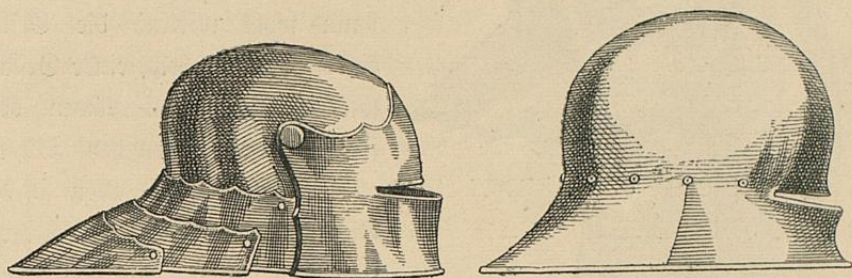
184. Rüstung mit Waffenrock, Mitte des 14. Jahrhunderts.
König Günther von Schwarzburg, † 1349.
(Grabmal in Frankfurt.)



185. Rüstung mit Sendner, Mitte des 14. Jahrhunderts.
Ulrich von Landshaben, † 1369.
(Grabmal in Aedersheim.)

Arme und Schenkel sich völlig herumlegten und so zu Röhren, zu „Racheln“ wurden. Immer aber waren es in dieser Epoche nur einzelne Theile, welche den Zweck hatten das Kettenhemd zu verstärken, aber nicht zu ersetzen. Doch zeigt sich schon der Beginn jener charakteristischen Eigenschaft, welche den Plattenharnisch des fünfzehnten Jahrhunderts erst ermöglichte, nämlich die Zusammenfügung der einzelnen Stücke aus verschiebbaren Gliedern nach dem System des Krebschwanzes.

Die verstärkte Rüstung erlaubte es den Schild kleiner zu machen, so daß er zu dieser Zeit, in dreieckiger Gestalt mit leicht gebogenen Spitzen, mehr als Zierde diente das Wappen des Ritters zu zeigen, denn zu wirklichem Schutze, zum Pariren von Lanze und Schwert (Abb. 183—185). Dagegen erhielt der Helm viel kunstvollere Ausbildung. Auch jetzt noch kommt der Eisenhut vor in hoher, spitzgewölbter Form mit dem Ketten-capuchon so an seinem Rande rings befestigt, daß es nicht mehr sich über den Kopf herüber zu ziehen brauchte. Es hatte also nur noch Hals und Nacken zu schützen und zuweilen auch das Gesicht, denn auf den Grabsteinen sieht man häufig vom Kinn einen Lappen herunter hängen, der dazu diente



186. Salade, zwei Formen, mit und ohne Visier.

während der Schlacht über der Stirne am Helme befestigt zu werden. Er war also eine Art Ersatz des Nasals (Abb. 184, 185). Als dann in der zweiten Hälfte oder gegen den Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts das Kettengeflecht sich vom Eisenhut lösete und überhaupt seine Bedeutung verlor, wurde dieser wieder frei und ging in die Form der „Salade“ über, deren Gebrauch vorzugsweise dem fünfzehnten Jahrhundert angehört (Abb. 186).

Hiezu hatte die weitere Ausbildung des eigentlichen Helmes mitgewirkt. Dieser hatte vom Topfhelm die längere und gewölbte Form angenommen, womit er den ganzen Kopf umschloß und wie auf den Schultern aufstand. Augenschlitze ermöglichten ihm das Sehen, und kleine Oeffnungen vor dem Munde erleichterten das Athmen. So ging er, reich geschmückt mit Helmdecke und mächtigem „Zimier“, dem Wappenschmuck, in das vierzehnte Jahrhundert hinüber: eine höchst unbequeme Tracht, die, sei es im Turnier oder in der Schlacht, auch nur in dem Moment des Gebrauchs

und der Gefahr angelegt wurde. Das Bedürfniß ihn bequemer, brauchbarer zu machen war dringend. Aus diesem Bedürfniß erhielt er zunächst ein bewegliches Visier, das, wenn aufgeschlagen, ihn leichter ertragen ließ. Die Veränderung war bedeutend genug, um auch einen neuen Namen entstehen zu lassen. Der neue Helm erhielt von den Franzosen den Namen *bacinet* und wurde als *Bassinet* allgemein in der christlichen Ritterschaft (Abb. 187, 189). Aber das Visier rief weitere Veränderungen hervor. Selber nahm es, nach dem Sinne der Zeit, phantastische Bildungen an:



187. Bassinet mit aufgeschlagenem Visier.
14. Jahrhundert.

es spitzte sich schnabelförmig zu, um den Stoß der Lanze leichter abgleiten zu lassen, und erhielt dann wohl wirklich die Gestalt eines Vogelschnabels, einer Gestalt, welcher Köpfe von Löwen oder Frazen von Menschen folgten, alles Bildungen, die allein in den Bizarrieries des Zeitgeschmacks ihren Ursprung hatten. Als das bewegliche Visier gefunden und allgemein geworden war, fügte man dem Helm einen Schluß von unten, ein Kinnstück, hinzu, welches den

unteren Theil des Gesichtes schützte. Damit hatte das Bassinet eine gewisse Vollendung erreicht. Es zeigte sich praktisch im Kriege, doch gefiel es weniger für das Turnier, welches den voll geschlossenen Topfhelm in der zweckmäßigeren, der bestimmten Uebung mehr angepaßten Form des „Stechhelms“ (Abb. 188) durch das fünfzehnte Jahrhundert weiter führte.

Die Ausbildung des Helms in die Form des Bassinets hatte noch eine andere Folge nach unten hin für den Schutz des Halses. Das Ketten-capuchon war gänzlich überflüssig geworden; die Kapuze entfiel, und es blieb nur ein Kettenkragen für Hals und Schultern übrig. Dieser konnte aber noch eine besondere Verstärkung erhalten, indem sich ein paar eiserne, verschiebbare Reife über das Kettengeflecht um den Hals legten.

Mit all diesen Veränderungen des vierzehnten Jahrhunderts, die nicht

auf einmal eintraten noch sofort allgemeiner Brauch wurden, bot die gerüstete Ritterchaft dieser Epoche sehr mannigfache und sehr abweichende Erscheinungen dar. Mit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts kam noch die Phantastik im Trachtenwesen hinzu, welche der Ritter so wenig im Kriege wie im Frieden, so wenig auf dem Tanzplatz wie in den Turnierschranken entbehren wollte. Schon legten sich an die Fußrüstung lange eiserne Spitzen in Nachahmung der Schnabelschuhe an, und der weite, auf die Hüften herabfallende Gürtel wurde mit Schellen versehen. Von den Schultern fielen lange Ärmel bis auf den Boden herab, oder es drangen aus allen Fugen der Rüstung von dem darunter getragenen Wamms die „Zatteln“ heraus, jene Zacken, in welche man damals gegen und um das Jahr 1400 alle Säume der Kleidung zu zer schneiden beliebte. Französische und englische Ritter legten selbst über die Rüstung noch lange, weite und faltige Röcke an, gleich wie sie die Pferde darin einhüllten, und gingen mit dieser äußerst unbequemen Tracht selbst in die Schlacht. Dem braven John Chandos, dem besten englischen Heerführer, kostete sie das Leben, als er einmal zum Fußkampf gezwungen war. Er strauchelte über sie und wurde getödtet (Abb. 189).



188. Stechhelm. 15. Jahrhundert.

Die Spuren davon finden sich noch im fünfzehnten Jahrhundert, so noch ein paar Jahrzehnte die Zatteln und dann das ganze Jahrhundert hindurch (bis sie in die breiten Formen übergehen) die eisernen Schnäbel an den Füßen, die dem Ritter den Fußkampf unmöglich machten, wenn es ihm nicht gelang sich ihrer rasch zu entledigen. Aber die neue Gestalt des Panzers, welche in dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts allgemein wurde, wollte sich mit der überflüssigen Pracht nicht länger vereinigen

lassen. So bizarr, so abenteuerlich narrenhaft die Costüme waren, so sehr der menschliche Geist mit der Erscheinung des äußeren Menschen beschäftigt schien, so ernst waren bereits die Zeiten grade für den Ritter geworden. Es waren ihm Gegner erstanden, deren er sich nur mit aller Macht erwehren konnte, um nicht schon damals, wie es später sein Loos war, ihnen

zu erliegen. Die englisch-französischen Kriege hatten dem Fußvolk wieder zu einiger Bedeutung verholfen und dem Schweizer war der Kern der österreichischen Ritterschaft erlegen. Bei Azincourt hatte schon so etwas wie Taktik gegen die französischen Ritter mitgespielt, und die Bogen- und Armbrustschützen hatten ihnen gezeigt, daß ihre Panzer gegen scharfe Pfeile und Bolzen keineswegs undurchdringlich seien. Nun begann gar das Pulver seine Schlachtenrolle, und Kanonen und Handfeuerrohre ließen ihre künftige entscheidende Macht ahnen.

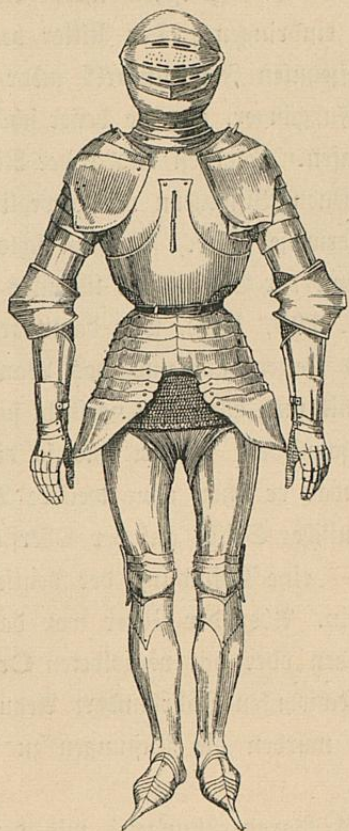


189. Rüstung in Verbindung mit der Satteltracht; französischer Ritter vom Ende des 14. Jahrhunderts.

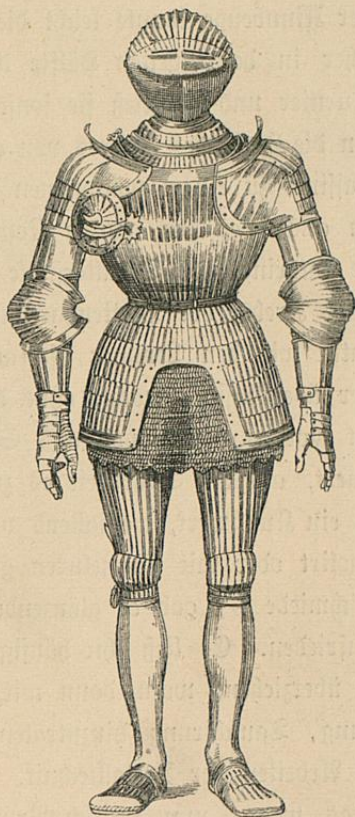
Vielleicht hätten Ritter und Reiter, wozu sie zwei Jahrhunderte später doch gezwungen waren, schon jetzt am besten gethan, wenn sie gleich der schweren Rüstung entsagt hätten, um gegen den vergeblichen oder unzulänglichen Schutz die volle Freiheit und Leichtigkeit der Bewegung einzutauschen. Ganz im Gegentheil aber suchten sie ihre Hilfe in

immer stärkerem Eisen, in immer größerer Vollständigkeit des Panzers. Die Bekleidung einzelner Glieder mit Eisenplatten war nunmehr zum vollen System geworden, die Theile schlossen an einander, fügten sich in einander und wurden in der Art verbunden, daß sie den Mann vom Kopf zur Fußspitze lückenlos wie ein zusammenhängendes Gefüge einschlossen. Nicht einmal Schwert und Spieß konnten eindringen, und man erfand eigene Panzerstecher oder versah die Hellebarde mit einem Haken, um dem Ritter das Gefüge der Schienen aufzubrechen, wenn er etwa wehrlos am Boden lag (Abb. 190, 191).

Die verstärkenden Platten waren schon gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts auch auf den ledernen Lendner übergegangen. Zuerst hatten sie als gegliederte, verschiebbare Schienen den Unterleib, Brust und Rücken zu decken gehabt, dann wurden aus ihnen auf Brust und Rücken zwei volle gewölbte oder nach der Form des Körpers geschmiedete Platten, welche an



90. Volle Plattenrüstung (Krebs) mit Schnabelschuhen.
15. Jahrhundert.



191. Volle Plattenrüstung (Krebs)
um das Jahr 1500.

den Seiten verbunden wurden. An sie hing sich als dritter Bestandtheil der Schutz des Unterleibes mit mehr oder minder großem Ausschnitt wegen der Bequemlichkeit bei dem Reiten. Arme und Schenkel hatten ohnehin schon ihre volle Eisenrüstung gehabt; sie brauchten nur der systematischen Verbindung und der größeren Beweglichkeit durch Gliederung in Art des Krebschwanzes. Der Hals erhielt seine Reifen oder einen besonderen Schutz in der starken, vorspringenden Bavière, welche, zumal bei dem Ge-

brauch der Salade, auch das Kinn und den unteren Theil des Gesichts zu schützen hatte.

Die Salade, das ist der aus dem alten Eisenhut hervorgewachsene Helm mit weit zurücktretendem Nackenschirm und vorne mit Augenschlitzen, zuweilen auch mit einem Visier versehen (Abb. 186), erwies sich für den Ritter nicht grade als ein sehr sicherer Schutz. Zwischen ihrem Rande und der Kinnbeuge konnte leicht die Lanze eindringen. Der Ritter behielt sie daher in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts mehr bei dem Turnier und überließ sie sonst dem Fußgänger, den sie besser schützte, weil ihn die Hiebe des Reiters von oben trafen. Dagegen bildete der Ritter das Bassinet zu einem vollkommen geschlossenen Visierhelm mit beweglichen Theilen aus, der den ganzen Kopf gleicherweise deckte. An ihn schlossen sich die Halsringe, die Schulterstücke und dann der Brustpanzer lückenlos an.

Der Krebs, der Plattenharnisch (Abb. 190, 191), war damit fertig und hatte wie den Lendner, so auch das Kettenhemd und das Wamms darunter überflüssig gemacht, ohne daß damit auch alles Kettengeflecht sofort abgelegt worden. Kunstvoll aus Stahl geschmiedet, so hart und so dünn gehämmert, als die Sicherheit es zuließ, war er schon ohne weitere Verzierung ein Kunstwerk, wenigstens von technischer Seite; auf der Oberfläche blank polirt oder mit Canneluren gerippt — eine Erfindung der deutschen Waffenschmiede — gab er glänzenden Schein. Aber der Ritter war damit nicht zufrieden. Er ließ ihn häufig vergolden oder mit vergoldeten Ornamenten überziehen, wozu dann mit dem sechzehnten Jahrhundert Aetzung, Niellirung, Tauschirung hinzutraten. So wurden die Rüstungen zu den feinsten Arbeiten der Metalltechnik.

Das waren nun freilich Prunk- und Paraderüstungen, mit denen man nicht grade in den Krieg zog. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gab es überhaupt der Rüstungen mancherlei; alles Varianten desselben Systems, das wir geschildert, doch angepaßt den verschiedenen Anforderungen des Krieges oder des Friedens, des mannigfach gewordenen Turniers. Sie alle zu beschreiben, liegt außerhalb der Aufgabe dieser Darstellung, welche nur den Gang der Entwicklung, das Werden, den Wechsel und die Ausbildung der Hauptformen zu schildern hatte.